



# Deutsche Internierten Zeitung.



Denkmünze zur Erinnerung an die  
Hospitalisierung deutscher Kriegsgefangener  
in der Schweiz.



Verkaufsfilialen in allen größeren  
Schweizer Städten.





## Zur fünfzigsten Nummer.

Unsre „Deutsche Internierten-Zeitung“ erlebt heute mit ihrer fünfzigsten Nummer ein kleines Jubiläum. Jene Internierten, die im Sommer 1916 schon in der Schweiz waren, werden sich der ersten Nummer wohl noch erinnern, die am 1. Juli 1916 erschien. Damals war die Internierten-Zeitung noch ein winziges Blättchen, es enthielt als Hauptteil die jeweils neueste Nummer des „Sonntagsboten für die deutschen Kriegsgefangenen“, ein Doppelumschlag von acht Seiten auf gelbem Papier bildete den ganzen Inhalt der eigentlichen „Internierten-Zeitung“. Jene erste Nummer enthielt außer einer Einführung und einer Vermisstenliste mit drei Bildnissen lediglich ein paar kurze amtliche Mitteilungen der deutschen und Schweizer Behörden. Der redaktionelle Teil jener ersten Nummer bestand eigentlich nur aus einer kurzen Notiz über den Vierwaldstättersee von zwölf Druckzeilen!

Aus diesem überaus bescheidenen Anfang hat sich unsere Zeitung in der Zeit eines Jahres zu einem mehr als zehnfachen Umfang und zu einem Organ entwickelt, das jeder Internierte in der Schweiz kennt, das nicht nur von den Behörden als offizielles Publikationsorgan, sondern auch von der Schweizer Industrie und Handelschaft als Anzeigebblatt viel benützt wird.

Der wichtigste Tag in der kurzen Geschichte unseres Blattes war der, an welchem die erste Nummer in unsrer eigenen Interniertendruckerei in Bern hergestellt werden konnte. Gleichzeitig (am 1. Dezember 1916) erhielt das Blatt ein neues Format und einen neuen Umschlag und wurde zum erstenmal reichlich illustriert. Heute erinnert die stattliche Wochenschrift in nichts mehr an ihre kleinen Anfänge, die uns Herausgebern dennoch unvergessen bleiben. Ein immer reicherer Bilderschmuck, Beilagen jeder Art, neuerdings auch musikalische, und ein immer mannigfaltiger gewordener Inhalt haben die Internierten-Zeitung bei ihren Lesern mehr und mehr beliebt gemacht. Allen Ansprüchen gerecht zu werden, ohne die eigenartige Stellung dieser Zeitung zu gefährden, ist nicht immer eine dankbare Aufgabe, die jedoch bis heute als einwandfrei gelöst betrachtet werden kann.

So begrüßen wir die fünfzigste Nummer mit dankbarem Rückblick auf anderthalb Jahre der Interniertenarbeit und Interniertenfrage. Die Zeitung, die mit zwei dünnen Blättchen begann, nach wenigen Monaten schon um das Vielfache vergrößert werden mußte und heute so stattlich geworden ist, kann schon in ihrer äußern Gestalt recht wohl als ein Abbild der Interniertenarbeit und Interniertenfürsorge überhaupt gelten. Seit der denkwürdigen Ankunft der allerersten „Hospitalisierten“ in Davos bis heute, wo die deutsche Interniertenliste zwei tüchtige Bände ausmacht, ist Hand in Hand mit der Zeitung, das Werk der Interniertenschulen, der Berufskurse, der Werkstätten, der Ausstellungen usw. stetig gewachsen, und nicht nur an Umfang gewachsen, sondern namentlich an Mannigfaltigkeit und sorgfältiger Ausbildung der einzelnen Zweige.

Im Namen unsrer Schriftleitung sei das Erscheinen der fünfzigsten Nummer als ein kleines Hausfest begrüßt, und sei den Behörden und Persönlichkeiten, auf deren Arbeit die ganze Interniertensache ruht, ein herzlicher Dank ausgesprochen!

Der Internierte, welcher einst nach Rückkehr in die Heimat seine Kriegserinnerungen mustert und darunter auf die Hefte der Interniertenzeitung stößt, wird gewiß einst damit viele schwere und schmerzliche Erinnerungen erwachen sehen, Erinnerungen an Gefangenschaft, Verwundung und Krankheit. Er wird aber nicht sagen können, daß es ihm an Pflege, an Verständnis, an Fürsorge gefehlt habe, und er wird sich der Schweiz und ihrer Gastlichkeit sowie der deutschen Vorgesetzten, Gönner, Berater und Helfer gewiß mit herzlicher Dankbarkeit erinnern.

Möge die Zeit bald kommen, wo Gefangenschaft und Internierung ins Reich der Erinnerungen gehören! Möchten solche kleine Jubiläen der Interniertenarbeit sich nicht wiederholen! Mit Freude haben wir einst die erste bescheidene Nummer dieser Zeitung erscheinen sehen, mit Freude haben wir jede Erweiterung, Verbesserung, Verschönerung des Blattes begrüßt. Möge der Tag nicht zu ferne sein, an dem wir mit noch größerer, mit inniger, zukunftsicherer Freude die letzte Nummer dieser Zeitung herausgeben können!

Hermann Hesse.

## Den Heimwehkranken in der Schweiz.

Von Rudolf Herzog.

Die siechen Leiber eingehüllt,  
Den Armstumpf in der Schlinge  
Schweift euer Denken traumerfüllt  
Landein, landaus mit schwerer Schwinge.  
Wie Wanderfalken müd vom Flug  
Auf fremder Erde wund verweilen  
Und möchte doch in raschem Zug.  
So schnell, so schnell zum Neste eilen.

Wähnt nicht, ihr kämt zu spät zurück,  
Wähnt nicht, ihr würdet's nie erreichen.  
Wähnt nicht, es ließ ein karges Glück  
Euch fröstelnd nur zum Neste streichen.  
Vergessen und in Bettlerscham  
Und jedes Sterben wäre besser —  
Wer flügelahm in Bande kam,  
Der stand im Kampf! Im Kampf aufs Messer.

Und was euch Leib und Seel verbrannt  
An Wunden und geheime Schmerzen:  
Fürs Vaterland, fürs Vaterland  
Quoll Blut und Leid euch aus dem Herzen.

Wer gab soviel, wie Ihr gegeben?  
Ihr gabt die Freiheit in den Kauf!  
Und andere gaben nur das Leben.

Die Häupter hoch! Im Morgenschein  
Erglühn der Alpen Gletscherzinnen.  
Die Häupter hoch, der junge Rhein.  
Er bricht sich Bahn und stürmt von hinnen.  
Der Bodensee, so tief er wühlt,  
Er muß ihn doch gen Deutschland lassen,  
Und wo sein Lauf das Land bespült,  
Kann Ruhm und Ehr auch nie erblassen.

Deß sei gedenk. Die Heimat harrt  
Der Söhne all in heißem Lieben.  
Doch wer vom Schwert zerschlagen ward  
Und ward von Ketten wund geliebt  
Und schwört so heiß, so heiß, wie je  
Auf Deutschlands Stern am fremden Herde:  
Der quert im Traum den Bodensee  
Und küßt im Traum die Muttererde.

## Die Schlacht bei Tannenberg.

26. bis 30. August 1914.

Am 22. August 1914 berief der Kaiser und König den damaligen General der Infanterie von Hindenburg zum Oberbefehlshaber der 8. Armee in Ostpreußen, neben ihm General Ludendorff als Generalstabschef. Die Lage war in hohem Maße schwierig: die 8. Armee befand sich in vollem Rückzug nach Westen; ob Preußen rechts der Weichsel gehalten werden könne, blieb fraglich. Die russische Njemenarmee unter Rennenkampf, 260 000 Mann stark, ging hinter der 8. Armee her auf Königsberg vor. Die Narewarmee unter Ssamsonow bewegte sich vom mittleren Narew gegen Allenstein, rund 230 000 Mann zählend. Zwischen beiden schob sich die etwa 90 000 Mann umfassende russische Grodnorarmee über Goldap vorwärts. Die russische Herresmacht, die sich die Besetzung Ostpreußens und die Vernichtung, mindestens die Vertreibung unserer dortigen Kräfte zum Ziel gesetzt hatte, war somit 580 000 Mann stark. Dazu kam, daß gegen unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen in Ostgalizien mindestens eine Million Russen bereit stand und ein ebenso starkes Heer um Brest-Litowsk sich sammelte.

Als Hindenburg in der Nacht zum 24. bei seiner Armee eintraf, galt es, einen Entschluß von geradezu gewaltiger Tragweite zu fassen, eine Verantwortung auf sich zu nehmen, von der das Schicksal unseres Vaterlandes, der Ausgang des Krieges abhingen. Ging die 8. Armee

hinter die Weichsel zurück, so entzog sie sich allerdings der drohenden Umklammerung. Dafür aber war das ganze Land östlich der Weichsel dem Feind ausgeliefert, eine moralische Niederlage in Kauf genommen, überdies den Russen freie Hand gelassen, sich mit überlegener Kraft gegen Österreich-Ungarn zu wenden. blieb die 8. Armee in Ostpreußen, so befand sie sich zwischen drei russischen Heeren und war der Gefahr ausgesetzt, eingekesselt, bestenfalls nach Königsberg geworfen zu werden.

Hindenburgs Geisteskraft, Scharfblick, Entschlossenheit fanden den rechten Weg. Der Feind mußte geschlagen werden, aber der Sieg durfte „kein gewöhnlicher Sieg“, sonder ein sofortiger Vernichtungsschlag sein. Klar durchschaute Hindenburg die Lage. Noch waren die beiden russischen Hauptgruppen — Njemen- und Narewarmee — nicht vereinigt. Zog man an der Hand der ersten Kriegseindrücke die russische Schwerfälligkeit und die taktische Unterlegenheit der Feinde gegenüber dem kleinen deutschen Heere in Rechnung, so ließ sich hoffen, erst die eine, dann die andere russische Hauptgruppe zu schlagen. Hauptsache waren blitzschneller Entschluß, wuchtige Durchführung, rücksichtslose Tat. Hindenburg wählte die Narewarmee als Angriffsziel und die Umfassung als Kampfmittel. Man hat Hindenburgs Entwurf mit dem Siege Hannibals bei Cannae, Friedrichs II. bei Leuthen,

Moltkes bei Sedan verglichen — ganz recht, aber Hindenburg hat aus jenen Beispielen nur gelernt, um den Feldzug in Ostpreußen nach seinem Geiste zu gestalten.

Hindenburg verfügte über das I., XVII., XX. Armeekorps, I. Reservekorps, die 1. Kavalleriedivision, zwei zum Teil noch im Anmarsch begriffene Landwehrdivisionen, dazu Landsturm-aufgebot und die Hauptreserve Königsberg. Hiervon kam zur Entscheidungsschlacht gegen die Narewarmee eine Gefechtsstärke von 130000 Mann in Frage.

weichend, blieb. Der weitere Verlauf war so gedacht, daß die russische Hauptmacht in der linken (westlichen) Flanke angegriffen und zur Schlacht mit der Front nach Westen gezwungen wurde. Inzwischen sollte das abgezwungene russische VI. Korps umfassend angefallen werden, worauf das Gesamtheer, von beiden Flanken eingedrückt, im Sumpfgelände des oberen Omulef zwischen Neidenburg—Passerheim—Ortelsburg vernichtet werden konnte.

Hierzu waren in großen Zügen folgende Anordnungen getroffen worden:



Die Schlacht über die Schlachten bei Tannenberg und an den Masurischen Seen.

Die Narewarmee hatte am 25. August die Gegend von Neidenburg, mit dem als rechte Seitendeckung hinausgeschobenen VI. Korps den Raum südlich Bischofsburg erreicht. Die Njemenarmee, links neben ihr die Grodnoarmee, rückte sehr langsam über die Linie Insterburg—Lyck vor. Diese Gunst der Lage nutzte Hindenburg aus. Die Njemen- und Grodnoarmee sollten durch die gesamte Reiterei, hinter ihr schwache Besatzungstruppen, getäuscht und festgehalten, alles andere zur Einkreisung auf die Narewarmee geworfen werden. Hierzu war erforderlich, daß das I. und XVII. Korps, sowie das I. Reservekorps aus ihrer ost-westlichen Rückzugsrichtung zum Vormarsch nach Süden hin abgedreht wurden, während das XX. Korps mit der Landwehr vor der Front der Narewarmee, ihr nach Bedarf aus-

1. Linker Flügel (XVII. Korps und Reservekorps) schlägt das russische Korps bei Bischofsburg und deckt gegen die Njemen- und Grodnoarmee, um nach dem erreichten Erfolg sich zu teilen. Das XVII. Korps verlegt dann bei Ortelsburg den Russen den Ausweg nach Osten, das Reservekorps eilt nach Allenstein heran gegen die rechte Flanke der russischen Hauptmacht.
2. Rechter Flügel (I. Korps und 1. Landwehrdivision) greift aus Linie Lautenburg—Gilgenburg die russische linke Flanke an und wirft den Feind auf Neidenburg—Waplitz in das Sumpfgelände.
3. Mitte (XX. Korps mit Landwehrtruppen) weicht vorerst vor dem zu erwartenden Drucke der russischen Mitte nach Nordwesten hin, selbst über Allenstein hinaus, aus, um sich dem allge-

meinen Angriff anzuschließen, sobald die Umfassung der russischen Flanken wirksam wird.

Mit wunderbarer Genauigkeit vollzog sich die deutsche Bereitstellung zur Schlacht, das XVII. Korps und Reservekorps durch Fußmarsch, das I. mittels Eisenbahn. Den Russen entgingen die Vorbereitungen, die sich zu ihrem Unheil zusammenzogen, während die deutsche Heeresleitung über das Verhalten der verschiedenen Gruppen unterrichtet blieb. Die Narewarmee setzte am 26. den Weitermarsch mit eng zusammengehaltener Masse fort, der rechte Flügel erreichte Allenstein, die Mitte Hohenstein—Tannenberg—Usdan, der linke die Gegend zwischen Soldau—Lautenburg. Planmäßig wichen vor ihr die schwachen deutschen Kräfte aus. Am gleichen Tage vollzog sich der erste große Schlag: das abgetrennte VI. russische Korps wurde im Seengebiet zwischen Rothfließ—Groß-Bössau—Sauerbaum vom Reservekorps und XVII. Korps völlig geschlagen und gegen die Seekette bei Passenheim—Ortelsburg geworfen. Dorthin drängte das XVII. Korps nach, während das Reservekorps in Eilmärschen über Wartenburg auf Allenstein rückte.

Unterdessen war die Hauptkraft der Narewarmee in Vorbewegung geblieben, die Deutschen in die Gegend nordwestlich Allenstein—Tannenberg zurücktreibend. Die Russen, noch immer in Unkenntnis der ihnen drohenden Gefahr, setzten ihre Anstrengungen fort, die deutsche Mitte zu durchbrechen, ja sie holten hierzu sogar noch erhebliche Kräfte von ihrem Südflügel bei Soldau herbei, den sie so in einer höchst verhängnisvollen Weise schwächten.

Die Entscheidung nahte. Am 27. schritt der deutsche Südflügel bei Groß-Tauersee—Usdan—Groß-Gardienen, gleichzeitig der Nordflügel bei Tannenberg—Alenstein zum Angriff. Der russische Oberbefehlshaber nahm am 28. bei Allenstein wie bei Soldau die Truppen zurück, um nochmals in der Mitte der Schlachtfrent bei Hohenstein—

Tannenberg—Groß-Gardienen den Durchbruch zu erzwingen. Dies wurde sein Verderben. Die Russen kamen hierdurch den Absichten Hindenburgs geradezu entgegen: anstatt der Einkreisung durch Verlängerung vorzubeugen, zogen sie sich bewußt nach der Mitte zusammen und arbeiteten somit den Deutschen in die Hände.

Am 28. wurde auf der ganzen Front erbittert gerungen. Die russische Front gab nach, die Flügel wurden bei Wientzkowen im Süden, bei Passenheim—Ortelsburg im Norden eingedrückt. Wie eine eiserne Klammer schloß sich das Unheil um das dem Untergang geweihte russische Heer.

Die Umfassung des russischen Südflügels war am 29. gelungen, noch hielt die Mitte östlich Hohenstein stand, während der Nordflügel bei Ortelsburg wich. Alles drängte, von der deutschen Infanterie und Artillerie rücksichtslos verfolgt, in die Seen und Sümpfe am Omulef, wo die Masse des geschlagenen Heeres dem Untergang oder der Gefangenschaft verfiel. Nur ein Drittel rettete sich zwischen Willenberg und Ortelsburg hindurch aus der Einkesselung.

Der Sieg war entschieden. 100 000 Russen waren gefangen, fast die ganze Artillerie und nahezu der gesamte Fuhrpark in den Händen der Deutschen. 70 000 Mann waren tot oder verwundet. General Ssamsonow gefallen — ein Zusammenbruch von gewaltiger Tragweite.

Die Feldherrngröße Hindenburgs stand im vollen Licht. Die Zuverlässigkeit der deutschen unteren Führung, die Tapferkeit, Schnelligkeit, Ausdauer der deutschen Truppen hatten über russische Mehrzahl glänzend gesiegt. Der Umschwung im Osten war vollzogen, die Bahn zum weiteren Siegeszug offen. Berechtigte Siegesfreude durchbrauste die deutschen Lande. Allerdings standen wir erst an der Schwelle des Rieserings, aber der Name „Tannenberg“ hat unserer Fahnen Zug glückverheißend durch alle Schicksale des Krieges bis auf diese Stunde begleitet.

## Das Konkurrenzverbot und die Konkurrenzklausel im Dienstvertrage des Kaufmannes.

(Vergleichende Darstellung nach schweizerischem und deutschem Recht.)

Intern. Jäger Peinert, z. Zt. Bern.

(Fortsetzung.)

Über die Folgen der Konkurrenz nach Ablauf des Dienstverhältnisses hat das Gesetz sowohl der Schweiz als auch Deutschlands naturgemäß keine Vorschriften aufgestellt, da es einem entlassenen oder ausgetretenen Angestellten auf der Basis der Gewerbefreiheit nicht vorgeschrieben werden kann, daß er die in einem Geschäft erworbenen Fachkenntnisse und dergleichen bei einer zu der Firma stehenden Konkurrenzfirma nicht verwerte. Und doch können Umstände eintreten, die es für den Prinzipal einer Firma

wünschenswert erscheinen lassen, daß das Gesetz in irgend einer Weise eine Handhabe bietet, daß Geschäftsgeheimnisse, insbesondere mühsam erworbene Fabrikationsarten, Geheimnisse bleiben und daß nicht durch Verwendung entlassener Angestellten in den Betrieben einer Konkurrenzfirma die Existenz eines Erwerbsgeschäfts untergraben wird. Die Praxis hat es daher für notwendig erscheinen lassen, daß die Rechtsprechung sich eingehender mit dieser Frage beschäftigen mußte, und daß auch der Gesetzgeber neue Normen

darüber aufstellen mußte, ob und inwieweit eine Beschränkung des dem entlassenen Angestellten zustehenden Rechts zulässig ist, bei einer Konkurrenzfirma einzutreten. Diese Beschränkung kann ihrer Natur nach nur in einem auf freier Willensäußerung beruhenden Verträge zwischen dem Angestellten und dem Prinzipal aufgenommen werden. In der Praxis geschieht dies meistens in der Form eines besonderen Absatzes, einer „Klausel“ zu dem Anstellungsvertrage, in der für den Fall der Übertretung eine Vertragsstrafe festgesetzt wird. Diese Klausel hat den Namen „Konkurrenzklausele“ erhalten.

In den Gesetzesberatungen über diese Klausel wurden sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz von Seiten der Arbeitgeber und der Angestellten gemäß ihren Interessen selbstverständlich „für und wider“ die verschiedensten Argumente vorgebracht. Von den Vertretern der Angestellten wurde beantragt, das Konkurrenzverbot über die Dauer des Dienstverhältnisses hinaus als unzulässig zu erklären, da die mehr und mehr aufkommende Tendenz, mit dem Konkurrenzverbot die Angestellten an ein Geschäft zu binden, um sie darin festzuhalten und ihre Bewegungsfreiheit zu hemmen, zu verwerfen sei. Da aber von Seiten der Geschäftsinhaber eingewendet wurde, daß die Angestellten ihre bei ihnen erworbenen Kenntnisse doch unmöglich zum Schaden des Prinzipals verwerten dürften, umsomehr als der Lohn ja ein genügendes Äquivalent für die Leistungen des Angestellten bilde, wurde dies schließlich im Prinzip von den Angestellten zugegeben. Sie entgegneten aber, daß die Bestimmungen über die unerlaubten Handlungen genügende Reaktionsmittel seien. Da aber ein Schaden oft sogar nur die schädigende Handlung, und gar erst das Unerlaubte an ihr äußerst schwer nachzuweisen sind, haben sich die gesetzgebenden Körperschaften beider Länder dahin geeinigt, daß im Prinzip eine Beschränkung der Konkurrenz in diesem Falle durch Vertrag zulässig sei. Nur in den Einzelbestimmungen weichen die Vorschriften beider Länder wesentlich von einander ab.

Zunächst sollen die Bestimmungen des Schweiz. Obligationenrechts kurz angeführt werden:

Art. 356 O. R. führt aus, daß in einem Dienstvertrag die Klausel aufgenommen werden könne, daß der Angestellte nach Beendigung des Dienstverhältnisses — kurz gesagt — keine Konkurrenz machen dürfe, wenn das Dienstverhältnis Einblick in Kundenkreise oder Geschäftsgeheimnisse zuläßt. Das Konkurrenzverbot ist auch nur da zulässig, wo der Dienstpflichtige durch die Verwendung jenes Einblicks den Dienstherrn erheblich schädigen kann; der Angestellte muß ferner beim Abschluß des Vertrages mündig sein.

Dieser Artikel trägt dem Rechtsgrundsatz des § 2, Abs. 2 des Schweiz. Zivilgesetzbuchs Rechnung, wonach der offenbare Mißbrauch eines Rechts keinen Rechtsschutz findet. Das Gesetz will nicht, daß die Konkurrenzklausele bei allen mög-

lichen Anstellungsverträgen vom Prinzipal durch Beschränkung der Bewegungsfreiheit des Angestellten nach dessen Entlassung ausgenutzt werde. Es sind daher die Grundbestimmungen, die zur Anwendung des Paragraphen berechtigen, genau festgelegt. Er erfordert, daß Einblick in Kundenkreise (wie z. B. bei jedem Reisenden) oder in Geschäftsgeheimnisse erfolge. Bei den Geschäftsgeheimnissen kann es sich sowohl um besondere Fabrikationsarten, wie bei der chemischen oder Maschinenindustrie, oder auch um geheim gehaltene Mittel und Wege des Geschäftsbetriebes handeln, wie z. B. Chiffriersysteme, Kundenlisten, Inhalt der Geschäftsbücher, also Ein- und Verkaufspreise, Bezugsquellen und anderes mehr. Es ist dann wichtig, daß die Möglichkeit einer erheblichen Schädigung vorliegt, wobei die Hauptbedeutung auf das Beiwort „erheblich“ zu legen ist.

Ist eine Konkurrenzklausele auch nur in einem der angeführten Punkte nicht auf die Vorschrift des Gesetzes gegründet, so ist sie unzulässig und daher voll nichtig, also rechtsunwirksam.

Das Konkurrenzverbot ist nur im Umfang einer nach Zeit, Ort und Gegenstand angemessenen Begrenzung verbindlich, durch die eine unbillige Erschwerung des wirtschaftlichen Fortkommens des Dienstpflichtigen ausgeschlossen wird (Art. 357 O. R.). Das Konkurrenzverbot bedarf zu seiner Gültigkeit der schriftlichen Vereinbarung (Art. 358 O. R.).

Der Art. 357 bezweckt, daß die persönliche Freiheit des Dienstpflichtigen nicht in einer Weise eingeschränkt werden kann, durch die sein wirtschaftliches Fortkommen ausgeschlossen ist. Wann dies der Fall ist, hängt vom Einzelfall ab; das Gesetz hat weder eine ziffernmäßige Einschränkung der Zeit, noch des Ortes oder Gegenstandes eintreten lassen. Im einzelnen Streitfall würde die freie richterliche Überzeugung unter Berücksichtigung aller Umstände und des Ortsgebrauchs (Gewohnheitsrechts) zu entscheiden haben.

Der Art. 358 will durch die Vorschrift der Schriftlichkeit unüberdachter Vereinbarung des Verbotes vorbeugen; diese Vorschrift ist zwingend, ihre Nichtbeachtung bezweckt Nichtigkeit.

Interessant sind die Folgen, die sich an die Übertretung des Konkurrenzverfahrens knüpfen. Ist nämlich eine Konventionalstrafe verabredet worden, so ist im allgemeinen der Angestellte durch deren Erlegung von der Verpflichtung, den entstandenen Schaden zu ersetzen, befreit; nur in dem Falle, daß der nachweisbare Schaden größer ist als die verwirkte Strafe, ist auch der weitere Schaden zu ersetzen. (Vergleiche Art. 359 O. R.)

Bei wegfallendem erheblichen Interesse an der Aufrechterhaltung seitens des Dienstherrn fällt das Konkurrenzverbot fort; es fällt ferner weg, wenn der Dienstvertrag ohne wichtigen Grund seitens des Prinzipals aufgehoben wird, oder wenn der Prinzipal dem Angestellten durch sein Verhalten einen wichtigen Grund zur Aufhebung des Vertrages gegeben hat. Wann ein erhebliches

Interesse oder wann ein wichtiger Grund vorliegt, ist im Einzelfalle zu entscheiden; Normen können hierfür nicht aufgestellt werden. Interessant ist besonders, daß man aus dem Wortlaut des Art. 360 O. R. schließen kann, jede ordentliche Kündigung durch den Dienstherrn beseitige schon die Konkurrenzklause.

Soviel über die Konkurrenzklause nach Schweizer Recht, das ich etwas eingehender behandelt habe, um bei der Besprechung der deutschen Vorschriften schneller über Dinge hinweggehen zu können, die im Wesentlichen mit dem Schweizer O. R. korrespondieren.

(Schluß folgt.)

## Das Löwendenkmal in Luzern.

Wer von den in Luzern internierten Kameraden von einer Wanderung ermüdet heimkehrt, wer etwa von den Hügelketten aus, die auf dem linken Ufer des prächtigen Rotsees sich hinziehen, seine Blicke in die weite Landschaft schweifen ließ und mit den wechselnden Bildern jener reichen Natur seine Seele sättigte, der tut gut, sofern die

Vorstellung verstärkte, oder weil dies das erste Kampffeld war, das ich genau sah. Ich sah, wie Frauen Schamlosigkeiten ohne Maß sich preisgaben. Die Wut war in den Herzen, sie zeigte sich auf allen Gesichtern, wenn es auch nicht Leute vom gemeinsten Pöbel waren. Alle verwundeten Schweizer, die liegen geblieben waren, wurden in



Harmonie seines Innenlebens jetzt eines künstlerischen Genusses bedarf, seine Schritte gegen Wesemlin zu lenken, zu jener nackten Sandsteinfelswand, in die das Schweizervolk ein wichtiges Stück seiner Geschichte schrieb.

Unter der Überschrift „10. August und 2. und 3. September 1792“ findet sich eine Anzahl Namen, in einer Nische darüber ein aus dem Felsen ausgehauener Löwe, der, von einem Lanzenstich tödlich verwundet, über einem Wappenschild zusammenbricht, das er mit der einen Pranke noch schützend zu halten versucht, während die andere entnervt abgleitet. Unsere unbefangene Seele ahnt, daß dies das Denkmal eines Verhängnisses ist; die oben eingemeißelten Worte „Helvetiorum fidei ac virtuti“, der Treue und Tapferkeit der Schweizer, erzählen Geschichte.

Als in den Augusttagen des Jahres 1792 der revolutionäre Pariser Pöbel sich des Königs zu bemächtigen suchte, geriet die Schweizergarde, der dieser sein Leben anvertraut hatte, in arge Bedrängnis. Ließen sie den Herrn, in dessen Solde sie standen, im Stich, so würden sie es mit dem Verlust ihres Rufes gebüßt haben; blieben sie ihrem Eide treu, so mußte das Verhängnis über sie hereinbrechen. Für die Schweizer gab es keine Wahl, und so wurden sie das Opfer der tobenden Furie. Die Ereignisse machten selbst auf einen Mann wie Napoleon, der deren Augenzeuge war, tiefen Eindruck. Als Vereinsamter auf Sankt Helena berichtet er darüber: „Keine meiner Schlachten gab mir eine Vorstellung von so viel Leichen, als die Schweizer boten, sei es, daß die Enge des Raumes die

Stücke gehauen. Bebin, der Regimentsarzt, und sein Gehilfe Richter, welche auch nach dem Rückzug Dürlers noch die Verwundeten pflegten, wurden in Stücke gehauen, während sie die Wunden verbanden.“ Das Geschick dieser tapferen Schweizer mußte auf die Zeit- und Volksgenossen erschütternd wirken; dennoch nahm man es bald als tragisches Verhängnis hin, wie es auch in dem Denkmal zum Ausdruck kommt, das 1819 von dem dänischen Bildhauer Bertel Thorwaldsen entworfen wurde.

Wohl mancher unter uns ist mit der Kunst Thorwaldsens schon seit frühester Jugend bekannt, da einzelne seiner Reliefgruppen in Form von mehr oder weniger vollendeten Gipsabgüssen die Kinderstube schmückten. „Die vier Jahreszeiten“, „Die Einsetzung der Sakramente“, „Der Alexanderzug“ oder die Darstellungen aus Homer geben Anlaß zu inniger Betrachtung und der Mutter Gelegenheit, ihre Kinder an Hand von Bildwerken, die durch Gleichgewicht und ideale Schönheit sich auszeichnen, in die Kulturelemente einzuführen. Dadurch wird Thorwaldsens volkstümliche Kunst manchem vertraut, und als Beschauer des Löwen von Luzern wird ihm nur dessen monumentale Größe, die durch die Flächenausdehnung der Felswand bedingt ist, als Besonderheit auffallen.

Das geschichtliche Ereignis sowie die Bestimmung als Denkmal mußten die Idee gestalten, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß die Luzerner Kunstgesellschaft ausdrücklich einen sterbenden Löwen wünschte. Der künstlerischen Schöpferkraft war somit wenig Spielraum



geblieben, während das Talent sich frei entfalten konnte: Umstände, die Thorwaldsen immer willkommen waren.

Wohl selten ist ein Thema künstlerisch schärfer erfaßt worden als das hier vorliegende: Die tödliche Lanze im Herzen, bricht das Verhängnis über die Tapferen herein, die mit dem Schweizer Schilde das Wappen der Bourbonen schützten und es mit der Waffe bis zum Tode verteidigten. Vielleicht, vielleicht liegt ein leiser Zug des Stolzes darin, darüber, daß man für einen König sterben konnte und des größeren Schmerzes, für einen fremden sein Leben geopfert zu haben. „Die Republik ist vaterlos“, diesen Gedanken äußerten mir gegenüber 1914/15 einfache Leute aus verschiedenen Gegenden Frankreichs in Wehmut. Sprache dieser Schmerz aus dem Antlitz des sterbenden Löwen, so wirkte das Denkmal mit den Namen der gefallenen Offiziere ergreifend in tragischer Größe als Kunstwerk mit seelischer Tiefe.

Die Raumorganisation ist die denkbar günstigste; sie wird durch die Elastizität, die dem noch nicht entseelten Körper eigen bleibt, wesentlich gefördert. Dieses sowie das Wohlgefallen an den Reizen schön geschwungener Linien lassen den Einfluß der Antike erkennen, aus deren unerschöpflicher Fundgrube Thorwaldsen schöpfen mußte, da er selbst noch nie einen Löwen gesehen hatte. Was der konkreten Natürlichkeit abgeht, kommt hier der abstrakten Schönheit zugute.

Dem Kunstjünger wird das Denkmal ein klassisches Vorbild in strenger Durchführung einer eng gesteckten Aufgabe bleiben, das Bildwerk wird den genießenden Liebhaber erfreuen, und dort in vielfacher Stärke wirken, wo es inmitten einer fortgesetzt in uns eindringenden, ewig wechselnden Natur ein seelisches Gleichgewicht zu schaffen geeignet ist. B.

## Psalm der Verwunderung.

Von Richard Dehmel.

Wie ist diese Welt doch entzückend und gräßlich!  
Wie ist jede Seele gemein und herrlich!  
Wie ist alles Leben schauerlich schön!

Wenn wir stillstehn vor einer Wiesenblume,  
auf der ein seliger Falter Duft saugt,  
und unten im Gras kriecht allerlei Wurmwolk  
mit mörderischen Fraßwerkzeugen:  
ist das nicht gräßlich?

Wenn ein Adler niederstößt auf ein schwaches  
Lamm,  
das friedlich am Berghang weidete,  
und schon erhebt sich der Gewaltige wieder  
und fragt mit glänzenden Flügelschlägen  
seine Beute über den Gipfel hinweg:  
ist's nicht entzückend?

Wir lagen fürs Vaterland im Krieg  
und haben gemordet und gebrandschatzt  
und nannten unsre Feinde Schweine,

die doch nichts andres taten als wir;  
denn wir sind alle viehisch gemein.

Wir begruben ihre Toten ganz wie die unsern,  
wir nannten sie auf dem Grabstein Helden,  
und aus den Brandstätten der eroberten Dörfer  
retteten wir die kleinen Kinder,  
deren Väter wir erschossen hatten;  
wir herrlichen Menschen.

Wer nun glücklich von den Schlachtfeldern heim-  
kehrt  
und legt den Arm um seine frohe Frau  
und fühlt dann ihr lebendiges Herz  
durch ihr Knochengesäß an seines klopfen:  
o, wie schauerlich schön!

Wie ist diese Welt doch unverbesserlich!  
Wozu änderst du sie in einem fort,  
guter Gott?



### Zu neuem Leben.

Gedanken eines Kriegsgefangenen.

(Fortsetzung.)

....., im Februar 1917.

Ein zweites. Frage nicht: wie lange noch?  
Des Vaterlandes Schicksal steht auf dem Spiel,  
weit dahinter kommt erst das Deine. Drum  
weg mit solchem Fragen. Es lähmt nur, es

bringt nicht vorwärts. — Viele durchsuchen,  
lesen die Zeitungen nur mit dem einen Gedanken,  
wo ein Zeichen der Schwäche beim Gegner zu  
finden sei. Das ist sicher ein ganz natürliches,  
gesundes Empfinden und doch folgen daraus oft  
falsche Schlüsse und aus schönsten Hoffnungen  
fällt man leicht in bittere Enttäuschungen. Nein!  
Lerne Ereignisse, wie Menschen auch, nicht nach  
dem Augenblick bewerten und richten, sondern

sie im Rahmen der Zeit bezw. ihre Lebensart zu beurteilen. Das Urteil wird dadurch klarer und richtiger und, was die Menschen betrifft, milder.

Weiter. Weg auch mit dem Gedanken an die Vergangenheit. Was einst war an Schönem, Lieben, Freien, weg damit, es könnte nur bitter, nur weich machen. Es sei denn, wenn es geschieht, um aus Dankbarkeit neue Kraft zu schöpfen. — Weg auch mit dem Gedanken an die Zukunft. Meine, unsere Zukunft steht und fällt mit der des Vaterlandes. Erst nach Sieg und Friede laßt uns wieder an uns denken, und dann auch noch nicht. Zuerst heißt es dann die Scharte gutmachen, das Versäumte dem Vaterlande nachschaffen. So zu denken, das zu wollen und das andere hinunterzudrücken, das kostet viel Zeit, kostet steten Kampf. Wer jung ist, ohne eigenes Heim, dem mag es leichter fallen, Vergangenheit und Zukunft zu vergessen, als dem, der Frau und Kind zuhause hat, der Jungens, deutsche Jungens, sein eigen nennen darf. Ist doch der Junge, indem man das eigene Wesen neu entstehen sieht, indem man weiterlebt, das Schönste was man sich denken kann. Ja, wenn ich Jungens zuhause hätte, die meine Freundeshand missen müßten, es würde mir wohl schwerer fallen. Vielleicht. Und doch! Auch ihr, die ihr den deutschen Jungen, das deutsche Mädels, die ihr eine treue Lebensgefährtin euer eigen nennen dürft, auch ihr müßt so denken wie ich. Auch ihr werdet es tun. Wir gehören alle zur großen deutschen Heimat, wir sind alle in Gottes Hand, drum nur Gegenwartsgedanken. Nur die Gegenwart als Boden der Zukunft hat Wert. Und die Gegenwart spricht die lebenskräftigste Sprache, die es gibt: Beobachte die Menschen, beobachte die Menschheit in dem Augenblick höchsten Wollens, offensten Zeigens von Vorzügen und Fehlern. Die alte Welt geht zu Grabe, eine neue steigt herauf.

Vielleicht haben wir Kriegsgefangenen gerade hierzu mehr Muße als die andern, man könnte beinahe sagen, wenn ich richtig schließe, wir sind hierzu bevorzugt, das einzige Mal, wo wir einen Vorzug vor anderen haben. Die feindliche Presse liegt offen vor uns, oft von den kleinsten bis zu den größten Blättern, einige natürlich ausgenommen. Deutsche Zeitungen, d. h. die des eigenen Landes, gibt man heutzutage anscheinend auf beiden Seiten den Kriegsgefangenen nicht. Warum? Es kommt einem traurig lächerlich vor, daß man uns so die beste Nachricht vorenthält. Immerhin können wir aus den in feindlichen Blättern abgedruckten Auszügen aus deutschen Blättern, zusammen mit dem gesunden Gefühl starker Liebe und starken Vertrauens zur Heimat, uns ein objektives Bild machen. Ob objektiver als ihr zuhause? Mag sein, mag nicht sein. Natürlich nur, wenn man will. Viele tun das. Manche nehmen, oder richtiger gesagt, nahmen zu Anfang den Gegner nicht ernst genug,

andere fallen immerhin dann und wann auf Übertreibungen des Gegners hinein. Wer aber objektiv sein will und kann — und man sagt uns Deutschen die Anlage dazu nach — der wird sich ein Urteil bilden können und dabei manches lernen. Vor allem das, was uns oft so not tut, uns selbst richtig einzuschätzen, das gesunde Vaterlands- und das Selbstgefühl zu bewahren und dies bei aller Würdigung der Leistungen des Gegners, bei allem Abwägen zwischen eigenen und gegnerischen Vorzügen und Fehlern, bei allem Bestreben, auch den Gegner zu verstehen. Und unser Gegner war und ist die ganze Welt. Mancher wird dadurch geheilt vom deutschen Hang zum Weltbürgertum, wird als starker Deutscher zurückkehren und wird die heimatlichen Zustände des inneren wie äußeren Lebens mit ganz anderen Gefühlen betrachten, als vor dem Krieg, wo — uns jetzt beinahe unverständlich — wilder Parteihaß im Innern uns beinahe vergessen ließ, welches Gewitter sich draußen zusammenballte.

Als zweites lehrt die eiserne Sprache der Zeit, daß man uns nach dem Kriege wird brauchen können und zwar jeden im vollsten Maße. Wir haben nicht nur die Pflicht, die Schande auszuwetzen, sondern auch die Möglichkeit. Diese Erkenntnis ist die anspornendste, für uns die ergreifendste. Die Kugel hat uns verfehlt, die so viele Kameraden den Mund geschlossen, die nun nicht mehr mit irdischen Augen das Ergebnis ihres Opfers fürs Vaterland sehen dürfen. Dafür ist es uns Pflicht, gestählt an Körper und Geist, vorbereitet zu neuer Tat, in die Heimat zurückzukehren. Pflicht gegenüber den Toten, Pflicht gegenüber den Lebenden, die jetzt auch für unsere Freiheit kämpfen, Pflicht am deutschen Gedanken. Weh dem, der diese Pflicht nicht erkennt, der die kostbaren Stunden totschrägt bei Würfeln, Karte, Glas und dummem Gewäsch. Arbeit ist die Losung, Arbeit auch die Rettung, wollen wir nicht als gebrochene Menschen, mit grauen Haaren und traurigen Augen heimkehren.

Ich berühre hier ein Problem, das immer mehr jetzt und in Zukunft den Staat wie alle Länder und Völker beschäftigen wird. Wie nutzt man die brachliegende Kraft des gebildeten Kriegsgefangenen, des Offiziers, aus. Läßt man ihn arbeiten, was er will, für sich oder im Dienst seines Vaterlandes, für dessen Zukunft. Oder wird man ihn im Zukunftskrieg auch so zusammendrücken wie jetzt — geistig wie räumlich — daß die Not ihn aus Gegendruck zur Arbeit anspornt, oder daß er, zu schwach, an Leib und Seele leidet. Ich denke, man wird seine Arbeitskraft besser ausnützen, als in dieser Zeit, aus Mitleid für ihn, aus Eigennutz für die Allgemeinheit. Der Krieg hat einen „Lehrsatz des Erfolges“ aufgestellt. Der lautet: der Erfolg des einzelnen wie der Fortschritt eines Volkes besteht aus dem Produkt der jährlich geleisteten Summe der Arbeitsstunden, der dabei erarbeiteten Fähigkeit und Geschicklichkeit. Den Beweis wird der

Krieg geben. Die Gegnergruppe, bei der dies Produkt die höchste Zahl ergibt, hat wichtige, vielleicht die wichtigsten Faktoren des Sieges für sich. Dieser Lehrsatz, für den Kriegsgefangenen angewandt, stellt den einzelnen vor die Aufgabe: Wie nütze ich die Summe der Arbeitsstunden meiner Kriegsgefangenschaft aus? Der Staat steht vor dem Problem: Wie mache ich mir die Summe der Arbeitsstunden meiner kriegsgefangenen Landsleute für die Zukunft zunutze?



Grabstätte des Prinzen Friedrich Karl von Preußen  
hinter der englischen Front.

Abgeworfene deutsche Fliegerkränze schmücken das Grab.

Soweit sei ein Problem gestreift, das im nächsten Krieg gelöst sein muß, in diesem nicht gelöst wurde.

So sind wir denn an die Arbeit gegangen. Viele von Anfang an. Andere durch gutes Beispiel angespornt. Wenige — ich muß es offen gestehen — nicht. Die einen bereiten sich für ihren Beruf vor, Lehrer, Historiker, aktive Offiziere, Beamte, Sänger und welchen Beruf sie alle haben.

Viele benutzen die Gelegenheit, ihre einseitige Bildung auf breitere Grundlagen zu stellen, sehr viele lernen Sprachen, alle verfolgen mehr oder weniger eingehend den Krieg, was sie an der Front im Schützengraben in dem Maße nicht konnten. Vorträge aus allen Gebieten werden gehalten. Klassen und Berufsstände lernen sich dadurch kennen. — Ich sprach oft über diese Pflicht der Arbeit mit einem guten Freunde. Dieser meinte, die Arbeitsmöglichkeit und -fähigkeit sei in dieser, an Abwechslung so kargen Lebensweise, zusammengedrängt in dicht belegten Räumen, geringer als sonst. Mag sein! Aber es geht doch viel besser als man denkt. Schwierigkeiten sind dazu da, daß sie überwunden werden. Das war der Wahlspruch derer, die sieben Monate lang arbeiteten, um sich durch steinharten Fels einen Weg in die Freiheit zu bahnen. Das gilt auch hier. Allerdings Pausen und Ferien muß man machen, wie im gewöhnlichen Leben. — In meinem Elternhause war des Sonntags Ruhetag. Oft auch Freudentag, meist aber ein schöner stiller Tag der Sammlung. Der Sonntag ist für mich einer der schönsten Gaben, die meine Eltern mir fürs Leben mitgaben. Auch jetzt ist der Sonntag für mich Ruhetag und nicht, was er manchem hier in der Gefangenschaft geworden ist, ein Tag, der sich nicht von den andern abhebt. Ich wünsche jedem, daß er lernt den deutschen Sonntag mit seinem Frieden sich auch in Feindesland nicht vergällen zu lassen. Ebenso ist es um Gedenktage persönlicher Art, wie vor allem: vaterländischer Art. Wie schön sind unsere Weihnachtsfeiern gewesen, wie stimmungsvoll, wenn auch hart, wie schön die Feier von Kaisers Geburtstag, wie schön die Abende, wo wir Siege unsrer Waffen begehen konnten. Auch mancher Geburtstag in Freundeskreis war nett, aber er tat nur wohl, wenn tags darauf die Arbeit mit neuer Kraft begann. Solch Ausspannen tut gut, gibt Zerstreuung, neues Leben, schützt vor Verbüffeln, wie Sichverkapseln. Das wird ein jeder zuhause verstehen und wer es nicht versteht, tut mir leid. Der Mensch braucht auch Frohsinn zum Leben, wie zur Arbeit. Die Menschen kann ich allerdings nur tief bedauern, denen materieller Genuß das Wichtigste ist, die das Geld hinauswarfen und die heimatlichen Lebensmittelvorräte durch unnötige Paketsendungen belasteten. Ich gebe zu, das war hauptsächlich in den ersten beiden Jahren der Fall, jetzt hat es erfreulicherweise nachgelassen.

(Fortsetzung folgt.)



# AUS DEN INTERNIERTEN-ORTEN

## Postverkehr

der in der Schweiz internierten Kriegsgefangenen vom 1. Januar bis 30. Juni 1917.

1. Den Internierten sind 133,874 ausländische Postanweisungen im Betrage von Fr. 2,633,830 ausbezahlt worden und zwar:

aus Frankreich	99,676 Stück mit Fr. 1,964,182,
im Durchschnitt Fr. 20	
aus Deutschland	29,692 „ „ „ 607,957,
im Durchschnitt Fr. 20	
aus Österreich-Ungarn	147 „ „ „ 3,379,
im Durchschnitt Fr. 23	
aus anderen Ländern	4,359 „ „ „ 58,312,
im Durchschnitt Fr. 13.	

Im ganzen sind seit dem Beginn der Internierung bis zum 30. Juni 1917 291,794 ausländische Postanweisungen mit Fr. 6,826,570 ausbezahlt worden, zum weitaus größten Teil durch Vermittlung von über 600 Internierten-Postordonnanzten. Trotz diesem großen Verkehr sind bis jetzt bloß acht Unterschlagungsfälle vorgekommen, alle mit geringen Beträgen.

2. Die Zahl der portofreien Briefsendungen betrug im

	Versand nach Frankreich	Empfang aus Frankreich
Briefe . . . . .	591,430	1,419,874
Karten . . . . .	21,820	181,001
Drucksachen u. Zeitungen	310	461,685
Kleine Paketchen bis 1 kg	5,180	58,059
Im ganzen . . . . .	618,740	2,120,619
	im Versand nach Deutschland u. den besetzten Gebieten v. Frankr. u. Belgien	im Empfang aus Deutschland u. den besetzten Gebieten v. Frankr. u. Belgien
Briefe . . . . .	151,830	739,658
Karten . . . . .	341,610	95,016
Drucksachen u. Zeitungen	195	241,670
Kleine Paketchen bis 1 kg	1,321	28,881
Im ganzen . . . . .	494,956	1,105,225

Im gesamten 4,339,540 portofreie Sendungen vom 1. Januar bis 30. Juni 1917.

3. Die Feldpost 23 (Abteilung Internierung) in Bern amtete weiter als Zentralsammelstelle für alle Postsendungen an Internierte, die ohne Angabe des Internierungsortes in die Schweiz gelangen. Sie besorgte die Weiterleitung von 32,233 Paketen (im Tagesdurchschnitt 180), davon waren zugekommen 27,070 aus Konstanz, 3559 aus Lyon, 1604 aus London.

Ferner hatte sie 228,007 oder täglich 1267 Briefsendungen umzuadressieren; davon mußten 8893 als unbestellbar an den Aufgabort und 1326 an Rapatrierte nachgesandt werden.

Die Feldpost 23 konnte auch, dank ihrer gut geführten Kartotheke, die rund 36,000 Namenskarten aufweist, in zahlreichen Fällen die Nachsendung von Interniertengepäck vermitteln. 403 Gepäckstücke konnten auf diese Weise den Berechtigten zugeleitet werden. Zur Nachführung der Kartotheke hatte die Feldpost 23 36,925 (täglich 205) Meldungen von Interniertenversetzungen vorzumerken.

Der Feldpostdirektor.

## Die Schüler und Lehrer der Deutschen technischen Interniertenschule Zürich als Hilfskräfte bei der Engadiner Heuernte.

Von Pionier Paul Jaentsch.

Die Technische Schule für deutsche Internierte in Zürich setzte vom 20. Juli bis 20. August Ferien fest, um den Lehrern und Schülern nach den arbeitsreichen Sommertagen einige Wochen Erholung zu gewähren. Sie sollten im Engadin, dem schönsten Teil der Schweiz, verbracht werden. Um aber das Schöne mit dem Nützlichen zu



Blick von Alp Surley auf Sils und Silsersee bis Maloja.

paaren, sollte die Ferienreise uns zugleich Gelegenheit bieten, dem Lande, das uns seit Monaten seine wohlthuende Gastfreundschaft erwies, einen Gegendienst zu leisten. Es galt, für die an der Landesgrenze Wacht haltenden Wehrmänner beim Einbringen des Heues einzutreten. Gerade das Engadin, das aus dem Heu seiner Berghalden seine wirtschaftliche Kraft schöpft, ist während der Sommermonate auf einen starken Zustrom von geübten Arbeitern angewiesen. Manchem von uns bangte zwar in Gedanken an die Last der ungewohnten Beschäftigung, an Reißen und Zeren in den übermüdeten Gliedern, an schwierige Hände und Rückenschmerzen. Mancher sah sich schon in einer rauhen Sennhütte auf einsamer Alm bei kargem Brot auf hartem Streulager. Unser Anstaltsleiter, Leutnant Dr. O. Lutz, zerstreute jedoch in einer humorvollen Ansprache unsere Bedenken: Einmal sei es militärischer Befehl, zum andern Gebot des Anstandes und der Dankspflicht gegen die fürsorgende Schweiz und zum dritten sei es gesund, die Glieder in würziger Bergluft zu regen. Er selbst machte mit. Das Beispiel des Führers wies uns den Weg. Mit Ausnahme der Arbeitsunfähigen meldeten sich sämtliche Schüler und einige Lehrer freiwillig. Nur wenige, deren Gesundheit etwas gelitten hatte, gingen nach Kurhaus Elm, um sich dort in dem schönen, ruhigen Gebirgstal zu erholen.

Ferienzeit — wie schön klingt und wie viel verspricht dieses Wort. Wie viele alte Erinnerungen aus früheren Jahren werden wieder wach. Wie halbwüchsige Jungens, froh, dem Druck der Schulbank entronnen zu sein, freuten



hen tech- als Hilfs- erte.

ternierte in ien fest, um en Sommer- Sie sollten z, verbracht ütlichen zu



bis Maloja.

Gelegenheit wohlthuende leisten. Es nden Wehren. Gerade Walden seiue er Sommer- n Arbeitern n Gedanken an Reißn schwierige sich schon bei kargem er, Leutnant umorvollen militärischer der Dankes- zum dritten ft zu regen. rs wies uns n meldeten willig. Nur tte, gingen en, ruhigen l verspricht us früheren ge Jungens ein, freuten

wir uns Tage zuvor auf die Abreise. Schon der Gedanke, drei Wochen lang die Bücher, Zeichenbretter und die ganze sorgenschwere Skribifaxerei in verstaubten Ecken zu wissen, ließ uns allen Kummer vergessen, winkte uns doch frisches Mattengrün zwischen verträumten Arvenbeständen, die unvergleichliche Schönheit der in Licht und Himmelsblau getauchten Firngletscher, die stille Innigkeit schweizerischer Alpenseen. Manch einer vertauschte da noch schnell den Rechenschieber mit dem „König der Bernina“, andere durchforschten dickbändige Reiseführer und wer tief gründen wollte, holte aus den Folianten der Bibliothek vergilbte Blätter aus der Kulturgeschichte des Engadins.

den Strom an riesenlangem Arme bis nach Zürich leitet. Man sieht doch, meinte einer, daß das Wasser, je schneller es läuft, desto mehr Pferdestärken hat. Erstaunlich war für uns Techniker der kühne Bahnbau mit seinen zahlreichen Schleitentunneln, Viadukten, Steinschlag- und Lawinenverbauungen.

Am Spätnachmittage erreichten wir St. Moritz. Nach einem kräftigen Mittagsmahl marschierten wir von hier zu Fuß nach Sils Maria. Der Weg führte an den Engadiner Hochseen, am Fuß schneebedeckter Berge durch schattiges Waldgrün. Überall öffneten sich entzückende Ausblicke auf die märchenhaft schöne Welt des Engadin. Das war die ruhige klare Bergluft, in der einst Segantini seine hart-



Fextal mit Kirche. Zeichnung von Jaentsch, Intern.

An einem schönen Montagmorgen standen wir wohl ausgerüstet mit Stock und Bergschuhen auf dem Bahnhof und erwarteten unsern Zug. Offizierstellvertreter Jeckel, unser verehrter Lehrer, hatte die Leitung des Transports übernommen; der Leiter der Schule, Herr Leutnant Dr. Lutz, begleitete uns. Als Reiseziel war Sils Maria im Engadin bezeichnet worden. Der Zug trug uns am Zürichsee entlang unter frohen Gesängen den schneebedeckten Bergen entgegen. Mancher Gruß wurde noch nach der vertraut gewordenen Limmatstadt zurückgesandt, und als die bekannten Silhouetten der würdigen Kirchtürme des Großmünsters in der Ferne verschwanden, lag das Alte hinter uns, das dem mit jedem Bilde auf uns einstürmenden Neuen den Platz räumen mußte. Vergessen der Formelkram, abgelegt der Schulstaub — frische Seeluft strich durch den Wagen, die Wangen färbten sich rot, die Brust hob sich, die Augen leuchteten wie einst, als es zum ersten Manöver ging, wie einst, als wir — drei Jahre waren es her — todentschlossen im Kampf fürs Vaterland gen Westen zogen.

Um die Mittagszeit trafen wir in Chur ein; bald ging es mit der Albulabahn am Ufer unseres alten deutschen Rheines, an trotzigen Burgen vorbei in die schluchtenreiche Bergwelt hinein. Wenn wir doch, dem Strom entlang, hätten in die Heimat ziehen können! Was gab es in dieser neuen Umwelt nicht alles zu sehen für das kundige Auge und den aufnahmefähigen Sinn. Der großartige architektonische Aufbau der Landschaft von dem grünen Wasserstrich über die erntegeseignete Talsohle hinweg durch die düsteren Waldbestände in die lichte Matten- und Schneeregion entzückte das Auge des Baukundigen. Dazwischen die Arbeitsstätten der Menschen! Hier eine verstaubte Zementfabrik, dort ein Elektrizitätswerk, das

arbeitenden Bauern mit dem Auge des nach Wahrheit ringenden Künstlers geschaut hatte. Stand nicht dort am stillen Felsenort auf einsamer Höhe sein Grabmal? Nur der Gedanke, daß wenige Stunden abseits von dieser friedlichen Natur Völker in todbringendem Ringen einander gegenüber lagen, legte sich manchem beklemmend auf die Brust. Indessen, zum Grübeln blieb nicht allzuviel Zeit. Der nieversiegende deutsche Humor, noch ein paar frohe Soldatenlieder ließen die letzte Wegstrecke von 10 km überwinden. Wir kamen gegen Abend in dem freundlichen Dörfchen an und rückten mit freudigem Gesang auf dem Marktplatz ein. Hier wurden wir von unserm Anstaltsleiter, einigen Herren der Arbeitskommission und den zur Kur anwesenden Deutschen, unter ihnen die berühmte Sängerin Erika Wedekind, begrüßt. Die Verteilung auf die einzelnen Quartiere vollzog sich nach altem Manöverbrauch, kurz und wortkarg; dann rückten die einzelnen Gruppen von zwei bis sechs Mann in Begleitung ihrer Wirtsleute noch vor dem Dunkelwerden ab.

Dienstag morgen begann die Arbeit. Gegen 7 Uhr schon konnte man verschiedene Feldgräue bei ihren ersten Mähversuchen beobachten. Die in landwirtschaftlichen Arbeiten Unbewanderten zerstreuten die frischgemähten Schwaden. Der Anfang war nach alter Erfahrung schwer, mit der Zeit jedoch lernten wir auch die Führung der Sense und „hielten Strich“ mit den geübten Mähern. Am ersten Abend schmerzten zwar alle Glieder, da auch in 1800 Meter Höhe blinder Eifer nur schadet; am zweiten Abend vermeinten schon etliche, weder Arme noch Beine zu besitzen; am dritten legte sich ein starker Druck auf die Rippen. „Nur nicht weich werden“, meinte Jochem Diercksen, und legte mit breitem Sensenschwung die Grashalme um. Die Gewohnheit brachte mit der Zeit alles

wieder in Ordnung und ehe die Arbeitswoche zu Ende war, hatte die Sonne das Krebsrot der verbrannten Haut in tiefes Braun verwandelt. Das fortschreitende Wohlbefinden äußerte sich auch in einem erstaunlichen Appetit und in dauernd guter Stimmung. Die Quartiere lagen weit zerstreut im Fextal und im Dorfe Sils Maria. Das Verhältnis zu den Wirtsleuten, die meist italienisch sprachen, gestaltete sich von Anfang an sehr gut und blieb für die ganze Dauer unseres Aufenthaltes ungetrübt. Wo die Sprache versagte, halfen wir mit Zeichen nach, ganz wie einst in Feindesland in den ersten Kriegswochen. Die Versorgung und Unterbringung war ausreichend. Einige



Sils Maria mit Fextal.

lagen auf Stroh, behaupteten aber, so gut wie in einem Himmelbett zu schlafen. Leider setzte in der zweiten Woche eine Regenperiode ein, die den Landwirten und uns sehr ungelegen kam. Am Ende der Woche besserte sich jedoch wieder das Wetter, und wir konnten in vollen Zügen die Naturschönheiten der wunderbaren Gegend genießen.

An arbeitsfreien Tagen, namentlich an Sonntagen, durften wir größere Ausflüge in die Umgebung unternehmen. Da wir in der Militärzone lagen, waren gewisse Einschränkungen geboten. Das an Reizen reiche Fextal mit dem Fexgletscher bot auch ungeübten Bergsteigern die Möglichkeit, die Eigenart der Hochgebirgswelt kennen zu lernen. Mit besonderer Vorliebe lagen die meisten dem Edelweißpflücken auf den leicht zugänglichen Bergalden ob. Durch bequeme Fußmärsche konnte Pontresina, der Malojapaß, St. Moritz und andere Orte erreicht werden. Man hatte sich ja durch die Arbeit einige Groschen erspart und konnte ohne Sorgen sich dies Vergnügen leisten. Wem die Arbeit im Heu zu schwer wurde, fand beim Verschönerungsverein mit leichtem Wegebau angenehme Beschäftigung.

Leider gingen die schönen Wochen nur allzusehnell vorüber. Als wir mit geschnürtem Bündel wieder den schönen Waldpark zurück wanderten nach St. Moritz, bedauerte wohl jeder eben so lebhaft wie unsere Wirtsleute, daß die Zeit sich nicht hatte dehnen lassen. Mit Dank und Freude wird sich jeder von uns an die Heuernte im Engadin zurück erinnern und stolz darauf sein, daß er als deutscher Soldat in tüchtiger Arbeit dem Lande, dem wir so viel schulden, seine Dienste leihen konnte. Am 14. August trafen wir frisch gestärkt durch die herrliche Bergluft, gestählt durch die Arbeit im Freien, und innerlich bereichert durch die neuen Eindrücke, in Zürich ein.

### Zum Unwetterschaden in Wolhusen.

Die herzliche Teilnahme der deutschen Internierten an dem schweren Unglück, das die Gemeinde Wolhusen traf, fand ihren Ausdruck in der telegraphischen Überweisung von 500 Fr. durch die Abteilung für Gefangenenfragen der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft. Möge der Beitrag helfen, die große Not zu lindern.

### Interniertenabend in Davos.

Der Interniertenabend, der am 8. August von der bekannten Pianistin Elly Ney in liebenswürdiger Weise für die hiesige Interniertenkolonie eingerichtet wurde, hat einen äußerst eindrucksvollen und anregenden Verlauf genommen. Herr Rössel, der Davoser Konzertsänger, dem die Internierten schon so manchen Genuß zu verdanken haben, hatte seine Mitwirkung zugesagt. Eine besondere Anziehungskraft erhielt die Veranstaltung dadurch, daß Heinrich Lersch, der sich durch seine tiefempfundenen Gedichte der Ehrennamen „Sänger des deutschen Krieges“ erworben hat, in eigener Person einige seiner Gedichte zum Vortrag bringen wollte. Das war Ursache genug, daß die Internierten in hellen Scharen dem Saale des Hotels Belvedere zuströmten. Schon lange vor Beginn war der Saal dicht gedrängt voll, die blauen und feldgrauen Uniformen, dazwischen die hellen Kleider der Interniertenfrauen boten ein buntes Bild. Wohl jeder fühlte sich ein wenig enttäuscht, als bekannt gegeben wurde, daß Heinrich Lersch an der Grenze aufgehalten worden sei und nicht mehr rechtzeitig hätte kommen können. Doch dieses Gefühl schwand schnell, als Herr Rössel mit schönem Ausdruck einige besonders prächtige Gedichte Lerschens vortrug.

Heinrich Lersch war bis vor Kriegsausbruch Arbeiter und zwar Kesselschmied. Er hat den Krieg im Westen mitgemacht, vor allem die furchtbare Winterschlacht in der Champagne und ist verwundet worden. Gleich das erste Gedicht, das zum Vortrag kam, machte tiefen Eindruck auf die Zuhörer. Es war der „Soldatenabschied“, der am ersten Mobilmachungstage entstanden ist und den Namen „Heinrich Lersch“ durch ganz Deutschland getragen hat. Und mit Recht, denn nicht schöner können die Empfindungen ausgedrückt werden, die damals das ganze deutsche Volk besaßen. Der Kehrreim, „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen“, spricht den stahlharten Entschluß jedes deutschen Mannes aus. Sehen wir hier die sich selbst opfernde Vaterlandsliebe, so zeigt uns das folgende Gedicht „Im Schützengraben“, daß der Dichter auch Verständnis für die Feinde hat: Sie und wir stehen unter dem gewaltigen Schicksal, das „uns töten heißt.“ Dem Kamerad Franzos, den er soeben gut getroffen hat, ruft er zu:

„Du mußt nicht böse sein, daß ich Dich schoß:  
Ich bin Dein Bruder ja, bin Dein Genöß;  
Wir sind erlöst durch eines Gottes Blut.“

Und weiter unten heißt es:

Wozu das all, mein Kamerad Franzos?  
Du stirbst für deines Reiches Herrlichkeit,  
ich steh für unseres Tuns Gerechtigkeit,  
und gleicher Tod ist unser beider Los.“

Die gleiche Gesinnung, edle Menschlichkeit, finden wir in dem Gedicht „Brüder“: Schon lange liegt ein Toter vor dem Drahtverhau. Den Mann im Schützengraben quält der Gedanke, daß es sein Bruder sein könnte, bis er eines Nachts trotz aller Kugeln ihn — einen fremden Kameraden — holt und begräbt.

„Es irrten meine Augen. — Mein Herz, du irrst dich nicht:  
Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht.“

In der „Rückkehr aus dem Kriege“ schildert der Dichter endlich die Glückseligkeit des vor dem Tode Bewahrten, die überströmende Freude beim Wiedersehen der heimatlichen Fluren, der Schwalben im Blauen, der Bienen in den Blumen. „Jeder, der heimkehrt vom Kriege, der ist im Meere der trauernden Menschheit eine leuchtende Insel von Glück.“ — Die Stimmungen, die Gefühle, die in diesen Gedichten zum Ausdruck kommen, hatten wohl jeden der versammelten Internierten einst erfüllt, deshalb war ihr Eindruck auch so tief. Deutlich konnte man die Empfindungen der Zuhörer auf den Gesichtern ablesen: „Das hab' ich auch gefühlt, das hab' ich auch erlebt, nur kommt' ich's nicht in Worte kleiden.“

Lebhaft begrüßt setzte sich nun Elly Ney an den Flügel und spielte in meisterhafter Weise die „Kinderszenen“ von Schumann. Herr Rössel sang sodann in seinem reinen,

schönen Baßbariton die Lieder: „An Sylvia“, „Der greise Kopf“ und „Der Wanderer“ von Schubert. Zum Schluß spielte Elly Ney die „Polonaise“ von Liszt und den „Militärmarsch“ von Schubert. Rauschender Beifall dankte der Künstlerin, wie auch Herrn Rössel. Die Internierten werden diesen schönen Abend in dankbarer Erinnerung bewahren.

O. Sch., Davos-Platz.

### Kaiserfeier auf Schloß Habsburg.

Bei herrlichem Wetter, das reizende Blicke bis tief in die schweizerischen Schneeberge bot, waren die österreichisch-ungarischen und deutschen Internierten des Schwefelbades Schinznach-Bad auf der Habsburg, dem Stammschlosse des erlauchten Herrscherhauses der Habsburger, versammelt, um das Geburtstagsfest des jugend-



Großherzogin Marie besucht die technische Interniertenschule in Zürich.

### Besuch der technischen Interniertenschule in Zürich durch Ihre Königliche Hoheit Großherzogin Marie von Mecklenburg.

In aller Stille hat Großherzogin Marie von Mecklenburg auf der Rückreise von einem kurzen in Brunnen verbrachten Erholungsaufenthalt die technische Interniertenschule in Zürich während der Ferien besichtigt. Von den meist mit Erntearbeiten im Engadin beschäftigten Schülern waren nur etwa zehn Mann anwesend, sowie einige der Lehrer, die von dem hohen Besuch huldvollst ins Gespräch gezogen wurden. Treppenhaus, Empfangsraum und Speisesaal waren festlich geschmückt mit Fahnentuch, Blatt- und Blütenpflanzen. Im Speisesaal waren die Arbeiten der Schüler ausgestellt. Leutn. Lutz führte die hohen Gäste und gab an Hand der ausgestellten Gegenstände und Zeichnungen

lichen österreichischen Kaisers zu feiern. Dem Ernst der Zeit entsprechend verlief das Fest in aller Ruhe. In schlichten Worten wies Herr Oberleutnant Fürnkranz auf des Tages hehre Bedeutung hin, beglückwünschte den jugendschönen Monarchen, dessen Bild enthüllt und dem Bilderschatz der Burg eingereiht wurde. In zündenden Worten wünschte der Redner dem neuen Herrscher Glück, sprach ihm heißen Dank aus, daß er in so schwerer Zeit, in so wildem Sturme, des Staates Schiff ruhig und sicher geleitet, daß er die stolzen Heere von Sieg zu Sieg geführt, Schulter an Schulter mit denen seines großen Bundesfürsten. Drei brausende Hurras und dröhnende Eljenrufe durchklangen den schattenkühlen Schloßhof, den alten, grünbelaubten ehemaligen Ritterspielhof der altersgeschwärtzen Burg, und mischten sich in das dumpfe Rollen der Geschütze, die aus dem Oberelsaß grollend herüberdröhnten.

Zum Schluß wurde an der Büste des verblichenen Kaisers Franz Joseph im Rittersaale des Schlosses ein Kranz niedergelegt.

Der freundlichen Einladung des Hoteldirektors Herrn Senn folgend, kamen die Internierten abends im Schweizerhause des Bades zu fröhlichem Tun wieder zusammen. Musikalische Darbietungen der Interniertenkapelle, flotte Märsche, Helden-, Soldaten- und Kriegslieder, volkstümlich-gesangliche Vorträge der in Kur weilenden süddeutschen Frau Daria trugen zur Verschönerung des Abends besonders bei.

Allen Mitwirkenden, besonders Herrn Direktor Senn, sei an dieser Stelle öffentlich herzlicher Dank gesagt. Wir alle schieden in dem beglückenden Gedanken, einen herrlichen Tag, einen Kaisertag, in der gastlichen Schweiz erlebt zu haben, der ewig in unserer Erinnerung bleiben wird.

Reetz.

ein Bild der Entwicklung der Schule. Die lehrreichen, aus bunten Fäden hergestellten Modelle von Körpern und Körperdurchdringungen, die Holz- und Gipsfiguren der bautechnischen Abteilung erregten das besondere Interesse der fürstlichen Gäste. Auch die im Chemiezimmer hergestellte Zahnpaste „Disol“, die seinerzeit für die Ausstellung in Frankfurt a. M. angefertigt worden war, kam bei dieser Gelegenheit wieder zu Ehren. Ihre Königl. Hoheit ließ sich eingehend über die sozialen Einrichtungen und Bestrebungen der Schule unterrichten und drückte wiederholt ihre warme Anerkennung für das Geleistete aus. Nach einer Besichtigung der Unterkunfts- und Schulräume verabschiedete sie sich von den zum Unterricht anwesenden Internierten und gab der Freude Ausdruck, sie hier in voller Arbeit und erfreulichem Wohlbefinden vorgefunden zu haben.

Im Kantonshospital erfreute Ihre Königl. Hoheit die dort liegenden schwerkranken und verwundeten deutschen Internierten durch einen kurzen Besuch und gab jedem ein teilnehmendes, ermunterndes Wort. Bekanntlich hat die Großherzogin hervorragenden Anteil an dem Liebeswerk der Heimat für die aus dem Felde und aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückkehrenden Verwundeten.

Vom Kantonshospital begaben sich die hohen Herrschaften nach der neugegründeten Motorabteilung in Albisrieden, die zu diesem Zwecke auch Festgewand angelegt hatte. Die Werkstatt nahm sich mit ihren selbstangefertigten Werkbänken, Schränken, den maschinellen Anlagen, Motoren und Fahrgestellen für Lehrzwecke recht stattlich aus und fand allgemeinen Beifall. Der geräumige Hörsaal war wenige Tage zuvor für den Schulbetrieb eingerichtet worden. Die ganzen Anlagen sind von Freunden der Schule gestiftet worden; das, was sich selbst anfertigen ließ, ist von gewandten Schülern aufgebaut worden. Der beim Empfang anwesende Direktor Arbenz und sein

Betriebsleiter, Herr Forster, in deren Gebäuden die Abteilung untergebracht ist, haben durch beträchtliche Zuwendungen und durch fachmännischen Rat sich den besonderen Dank der Schule erworben.

Auch von hier nahm der hohe Gast den Eindruck mit, daß in nützlicher, praktischer Weise unsern kriegsbeschädigten Internierten weitergeholfen wird. Der Besuch, der von allem Offiziellen abgesehen haben wollte, war ein Ehrentag für die technische Schule. Er hat in jedem persönlich auch eine unverlierbare Erinnerung hinterlassen an stilles, edles, deutsches Frauentum, das in jedem Wort der Fürstin sich offenbarte.

### Wohltätigkeitsvorstellung in St. Moritz.

In St. Moritz weilen z. Zt. etwa 50 deutsche Internierte, welche zum größten Teil bei der Torfgewinnung behilflich sind. Am Donnerstag, den 16. August 1917, bereitete Herr Gruner, St. Moritz, den Internierten eine große Freude. Er lud sie alle ein, der Aufführung der „Versunkenen Glocke“, Gerhard Hauptmanns Meisterwerk, beizuwohnen. Die Internierten, welche dieser Einladung Folge leisten konnten, sind mit Spannung dem Spiegefolgt. Auch an dieser Stelle soll Herrn Gruner für die wertvolle Darbietung unser innigster Dank ausgesprochen sein.  
Int. H. L., z. Zt. St. Moritz.



### Zur Kriegslage.

(Bis einschließlich 24. August 1917.)

„Die örtlichen Kampfhandlungen haben sich zu einer Operation entwickelt“ — mit diesen wenigen Worten hat nach erfolgtem Durchbruch auf Tarnopol General von Ludendorff das doppelte Wesen großer Angriffe gegen moderne Befestigungszonen in vollendeter Weise gekennzeichnet. Denn sie enthalten (um Lord Robert Cecil nochmals zu zitieren) stets ein „Minimal- und ein Maximal-Programm“. Ersteres bestimmt das, was mindestens erreicht werden muß; letzteres das Ziel, welches eigentlich erstrebt wird. Der Einsatz von Truppen und Material, und die im Verhältnis zum Gegner erlittenen Verluste bilden, abgesehen von dem tatsächlich Erreichten, die Faktoren, aus denen sich Erfolg oder Mißerfolg berechnen lassen.

In Flandern, bei Verdun und am Isonzo haben unsere Gegner während der vergangenen Augustwochen den strategischen Durchbruch unter Einsatz bisher unübertroffener Menschen- und Materialmengen erstrebt, ihn aber trotz ungeheurer Verluste nirgends in die Tat umzusetzen vermocht. „Die örtlichen Kampfhandlungen haben sich zu keiner Operation entwickelt“ — so dürfen wir deshalb ihre vergeblichen Anstrengungen mit vollem Rechte kennzeichnen!

Betrachten wir nunmehr ihr „Minimalprogramm“: Dies kann in Flandern, bei aller Bescheidenheit nicht weniger verlangt haben, als die Überwindung unsrer Abwehrzone zwischen den beiden Linien Warneton—Driegrachten und der Kanalbrücke 1500 m westlich Comines—Jonkershove (6 km nördlich Langemarck). An der Nordfront von Verdun muß es in dem Zurückdrängen unsrer Front bis auf die vor dem 21. Februar 1916 innegehabten Stellungen be-

standen haben. Am Isonzo wird es die Gewinnung der Linien St. Lucia (südlich Tolmein)—Schönpaß und Schönpaß—Duino gefordert haben müssen.

Diesen Mindestzielen sind die Franzosen am nächsten gekommen. Denn von wichtigen Stellungen, die wir vor der Februaroffensive auf Verdun noch nicht besaßen, halten wir heute nur noch die Höhe 351, am Wegekreuz zwischen Beaumont und Ornes. Diese sachliche Feststellung erscheint nützlich, weil wir auf Grund vorstehender Tatsachen damit rechnen müssen, daß Frankreich hieraus erneut den Schluß ziehen wird, unsere allgemeine Linie Etain—Montfaucon (deren Verlängerung etwa den Nordostausgang des Passes von Grandpré streift!) im Jahre 1918 in Richtung Montmédy durchbrechen, uns hierdurch mit einem Schlag von französischem Boden vertreiben zu können. Wir werden also gut daran tun, die kommenden Ereignisse an der Westfront unter dem Gesichtspunkte der französischerseits für das Frühjahr 1918 geplanten, in Verbindung mit England und Amerika durchzuführenden Entscheidungsoperationen zu betrachten. — Im Gegensatz zu General Nivelles Plan, der einen Durchbruch im Zentrum nebst darauf folgender doppelter innerer Umfassung vorsah, was jedoch schon in der Anlage durch Feldmarschall von Hindenburg's Zurücknahme unsrer Front aus der Picardie vereitelt wurde, wird es sich um die Fortsetzung der bereits von Marschall Joffre eingeleiteten Flügeloperationen handeln. (Siehe Skizze).

Erschien es somit im Rahmen nüchterner, deshalb ebenso sachlicher wie ruhiger Betrachtung einerseits notwendig, einen kühlen Ausblick in die Zukunft zu tun, so interessiert uns andererseits doch in ganz besonderer Weise die Gegenwart, und damit vor allem die derzeitigen



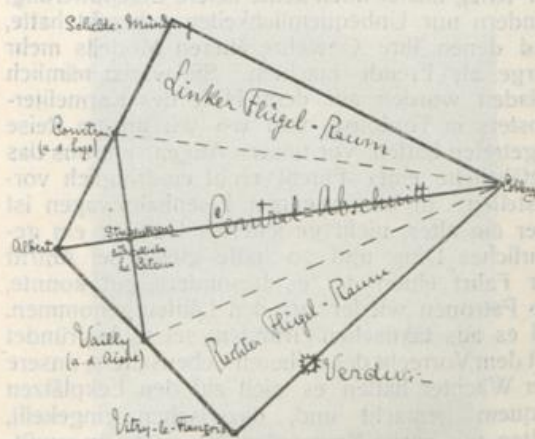
**Moritz.**  
Internierte,  
Gewinnung  
August 1917,  
Internierte eine  
Führung der  
Meisterwerk,  
Einladung  
dem Spiel  
Grüner für  
Dank ausge-  
St. Moritz.



Gewinnung  
Schönpaß  
müssen.  
Franzosen  
wichtigen  
ensive auf  
wir heute  
zwischen  
che Fest-  
auf Grund  
müssen.  
Schluß  
Etain—  
n Nord-  
streift!)  
ntmédy  
t einem  
en ver-  
also gut  
an der  
der fran-  
replanten,  
Amerika  
ionen zu  
l Nivelles  
m nebst  
nfassung  
ge durch  
cknahme  
t wurde,  
r bereits  
Flügel-

chternen,  
rachtung  
sblick in  
s ander-  
Gegen-  
zeitigen

Operationen auf dem heißumstrittenen öster- reichisch-italienischen Kriegsschauplatz. Liegt doch die Vermutung nahe, daß Poincaré den General Cadorna vornehmlich durch Hinweis auf den Umstand, Frankreich werde die italienischen Aspirationen auf die dalmatinische Küste nicht mehr unterstützen können, wenn der Isonzoarmee nicht noch in diesem Jahr die Eroberung von Triest gelänge, dazu bewegen hat, die elfte Isonzoschlacht jetzt zu wagen. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, daß sie an Massen-



Skizze. Maßstab 1:5 000 000

einsatz und pausenloser Dauer wie Erbitterung und Hartnäckigkeit ihre zehn Vorgängerinnen weit übertrifft; handelt es sich doch für Cadorna um ein „jetzt oder nie“, bevor er — gezwungenermaßen — wesentliche Truppenbestände an die Salonikifront abgeben muß!

Hinsichtlich der Anlage der elften Isonzoschlacht darf auf die in Nr. 36 vom 27. Mai d. J. gegebene Geländedarstellung samt den sich hieraus ergebenden Schlußfolgerungen verwiesen werden. Der eigentliche Durchbruch ist naturgemäß auch diesmal südlich der Linie Salcano — Schönpaß versucht worden, wo der größte Nachdruck auf die Forcierung der zwischen dem Monte San Gabriele und dem Fajti Hrib bzw. zwischen diesem Massiv und der Hermada gelegenen Einsenkungen (d. h. dem Wippach-Tal und der Mulde von Kostanjevica) gelegt worden ist, unterstützt durch Frontalangriffe gegen die Linie Medeazza — San Giovanni di Medua. Die gleichzeitig aus dem Abschnitt Canale — Auzza vordringenden Massenstöße zweckten offenbar, die ebenfalls in Nr. 36 gekenn-

zeichnete österreichische Ausfallstellung Tolmein — Monte Santo nach Erstürmung des „Kal“ von dort her aufzurollen.

Während an der Salonikifront die beiderseitigen Flugdienste tätig waren, sah Sarrail sich genötigt, einen Teil seiner Truppen im Feuerwehrdienst zu verwenden, — bei 60° Celsius eine für Feldheere doppelt dankbare Aufgabe! Militärisch wichtiger erscheint trotzdem das Auftreten einer größeren Anzahl feindlicher Seestreitkräfte längs der kleinasiatischen Südküste, vor allem in der Gegend von Smyrna.

Die russo-rumänischen Streitkräfte suchen durch starke Entlastungsstöße die Bedrohung der im Trotustal verlaufenden Bahnlinie abzuwenden. Dies Verfahren erinnert lebhaft an die im Juli 1915 seitens der Armeen Ewert und Plehwe zur Deckung der Bahnlinie Cholm — Lublin erfolglos ausgeübte Taktik. Jedoch wird man nicht verkennen dürfen, daß General Komilow nunmehr Zeit gehabt hat, die neubezogenen Stellungen nachhaltig zur Verteidigung einrichten zu lassen.

Die Engländer haben aus ihrem strategischen Dilemma noch keinen Ausweg gefunden. Zur taktischen Verbesserung der Lage haben sie in Flandern unter starkem Kräfteinsatz versucht, die Schenkel des Dreiecks Merckem — Zonnebeke — Hollebeke zu erstreiten; bisher ohne Erfolg. Dieser Versuch ist aber deshalb interessant, weil sich hierin die doppelte Operation des beabsichtigten Durchbruchs über Langemarck auf Staden und der Ausflankierung Lille's durch Vordringen beiderseits der Bahnlinie von Ypern nach Menin deutlicher zeigt, als dies bisher der Fall gewesen ist. — Hinsichtlich der gleichzeitigen englischen Operationen um den Besitz von Lens sei auf die in Nr. 41 gemachten Ausführungen über das von den Entente-Feldherrn angestrebte „Schließen unserer Ausfalltore“ verwiesen. Man will uns eben in die starre Verteidigung zwingen, um nunmehr 1918 (wie oft wurde dieser Termin schon verschoben!) endgültig durch konzentrischen Angriff die Oberhand zu gewinnen, sodann Deutschland zu vernichten.

Hierzu gehören aber bekanntlich zwei! Und wir verlieren auch angesichts aller dieser Pläne unsrer Gegner, über die man sich völlig klar sein muß, keinen Augenblick das Vertrauen zu unsrer obersten Heeresleitung, die im entscheidenden Moment in stets bewährter Ruhe und mit deutscher Kraft dem Feinde zurufen wird: „Audeatur et altera pars“.

25. 8. 17.

B.



## Kriegsgefangen.

Fangen könnt ihr nur den Leib,  
Könnt mit Fesseln ihn bedrücken,  
Ihm in blaue Fernen rücken  
Vaterland und Kind und Weib.

Fangen könnt ihr nicht den Geist,  
Nicht mit Euren Kerkerschranken  
Halt gebieten dem Gedanken,  
Der in freien Lüften kreist.

Fangen könnt ihr nicht das Herz,  
Könnt ihm nicht den Weg vermauern,  
Den's mit heißen Sehnsuchtsschauern  
Täglich wandert heimatwärts.

Fangen könnt ihr nicht den Trost,  
Der in Gruß von Haus und Herde,  
Wie ein Hauch von Heimaterde  
Um gefurchte Wangen kost.

Ludwig Fulda.

### Aus dem Fort Villefranche zur spanischen Grenze.

Die Geschichte einer mißglückten Flucht.

Villefranche de Conflent — Unendlich langsam hatte sich der Eisenbahnzug seit Stunden das Tettal, einer der Längstäler der Ostpyrenäen, herauf geschoben. Nun saßen wir schon 11 Stunden in unserm Wagen dritter Klasse eingepfercht. Die Wagen dritter Klasse der französischen Midi-Bahn sind auch in ihren neueren Exemplaren nicht übermäßig komfortabel; das Exemplar, das man uns zur Verfügung gestellt hatte, hatte aber sicherlich schon bei den ersten Probefahrten der Midi-kompanie mitgewirkt, zu jenen Zeiten, als die Züge noch häufiger und ausgiebigere Rasten einlegten und man das Reisen als Vergnügen nur tagsüber betrieb und war daher weder für längere Fahrten noch für Nachtreisen eingerichtet. Dem letzteren Mangel hatte die fortschreitende Kultur mit zwei Öllampen an der Wagendecke abgeholfen, bei deren Anbringung anscheinend aber leider ein Konstruktionsfehler unterlaufen war, indem dem Luftzug der Fahrt nicht gebührend Rechnung getragen war. Jedem Abteil waren vier Bewachungs-

mannschaften zugeteilt, meist ältere Leute, denen der Krieg bisher noch keine tiefere Erschütterung, sondern nur Unbequemlichkeiten gebracht hatte, und denen ihre Gewehre älteren Modells mehr Sorge als Freude machten. Sie waren nämlich geladen worden auf dem Hofe des Karmeliterklosters in Toulouse, von wo wir unsere Reise angetreten hatten, vor unsern Augen, um uns das Gefährliche einer Flucht recht eindringlich vorzustellen. In einem engen Eisenbahnwagen ist aber ein altes, nicht gesichertes Gewehr ein gefährliches Ding und so hatte gleich bei Antritt der Fahrt einer, der es besonders gut konnte, die Patronen wieder aus den Läufen genommen. Sei es aus taktischen Gründen, sei es begründet mit dem Vorrecht des höheren Lebensalters, unsere vier Wächter hatten es sich auf den Eckplätzen bequem gemacht und, dazwischen eingekleimt, hatten wir sechs Kameraden eine recht ungemütliche Nacht verbracht. Im ganzen waren wir 18 Offiziere, die die vier Wagenabteile füllten und langsam in die Ostpyrenäen hineinrollten und dabei hinreichend Zeit fanden, nachzudenken, wodurch wir uns im Gefangenenlager in Toulouse so mißliebig gemacht hatten, daß man uns jetzt hierher schleppte. Manchem fiel es nicht schwer, die Begründung für die Maßnahmen zu finden, andere, die die Kriegsgefangenschaft schon länger und gründlicher kannten, hatten es längst aufgegeben, über ursächliche Zusammenhänge nachzudenken.

Obwohl der Himmel bedeckt war, war es da unten im südlichsten Frankreich, auf dem Breitgrad von Florenz, im Juni ganz gewaltig heiß. Und trotzdem war es eine Erleichterung, als wir endlich um 12 Uhr mittags auf dem Bahnhof in Villefranche de Conflent unserm rollenden Gefängnis entstiegen und zwei und zwei mit unserm Gepäck beladen auf dem Bahnsteig standen. Bei Villefranche teilt sich das Tal. Während das Tettal, dem Hauptzug des Gebirges folgend, weiter gegen Westen bis Fort Mont Louis ansteigt, mündet hier von Süden her ein kleiner Nebenfluß ein, das Tal von Vernier les Bains, das in dem Massiv des Canigou (2780 m), der zweithöchsten Erhebung der Ostpyrenäen, einen imposanten Anschluß findet. Eng und drückend schieben sich die schmalen Täler durch die grauen Berge, auf denen die Dürre und die sengende südliche Sonne nur kümmerliches Niederholz an den Nordhängen aufkommen läßt; die tiefeingeschnittenen Wasserläufe im Hochsommer meist ausge-

trocknet, nur dürrtige Vegetation über den zerrissenen Gestein. Überspannt von einem bleiernen grauen Himmel machte die Gegend bei unserer Ankunft einen tief depressierenden, schwermütigen Eindruck, der auch nicht behoben wurde, wenn der Blick nach oben ging. Denn da lag an der nördlichen Berglehne, der Einmündung des Tales von Vernier les Bains schräg gegenüber, ungefähr 300 Meter über der Talsohle, ein verwitterter



Villefranche-de-Conflent. Auf der Anhöhe das Fort.

rechteckiger Steinblock, das Fort. Ein paar kleine Fenster irgendwo, sonst nur Schießscharten, so klebte es verlassen und ausgestorben an den ausgebrannten Felsen.

Zu längeren unzeitgemäßen Betrachtungen blieb jedoch keine Zeit, denn unsere Kolonne setzte sich in Bewegung. War bisher das Verhältnis Begleitmannschaft zu Kriegsgefangenen 1:1,5, so hatte es sich sofort mit Verlassen der Eisenbahn stark zu Gunsten der ersteren verschoben. Umrahmt von blitzenden Bajonetten zogen wir über den Bahnhofsplatz dem Städtchen zu. Eine gewaltige Menge hatte sich zu unserm Empfang auf dem Bahnhof eingefunden, schwarzhaarige barfüßige Kinder, halbwüchsige Burschen in Hemd und Hose, die rote Leibbinde um den Hüften, Frauen, Greise, alles war zu dem Schauspiel herbeigeströmt. Die Ansprachen, die an uns gerichtet wurden, waren trotz ihrer Menge ziemlich gleichlautend und beschränkten sich auf kurze lapidare Zurufe, die wir meist schon kannten. Fast ständig sprachen ziemlich viele gleichzeitig.

Villefranche hat seine alten Befestigungen noch vollständig. In ihnen eng zusammengedrängt liegen die niedrigen Häuser mit ihren flachen

Dächern gegen die schmalen Gassen zu oft fensterlos, hier und da ein alter Erker in maurischem Stil, unregelmäßig und schmutzig. Durch die holprigen Gassen schob sich unsere Kolonne, überschritt die elektrische Bahn, die von Villefranche nach Mont Louis führt, dann auf einem Steg den Tet und nun standen wir vor einer hohen Felswand, in die ein altes schweres Tor hineinführte — in gähnende Nacht. Der einzige riesige Steinquader, der den obern Torrahmen bildete, trug eine Inschrift. Aber die Sonnenglut und der Regen von Jahrhunderten hatte sie unleserlich gemacht und man war darauf angewiesen, sie zu deuten. Früher stand da sicherlich einmal: *Lasciate ogni speranza voi ch'entrate*. In der finstern Höhlung flammten einige Lichter auf. Allmählich gewöhnte sich das Auge an die Dunkelheit, die die paar Kerzen mühsam zu durchbrechen versuchten. Wir standen am Fuße einer im Berg aufsteigenden Treppe, voraus ein Teil der Soldaten mit einigen Kerzen, am Ende die übrigen auch mit einigen Lichtträgern, so ging es Stufe für Stufe aufwärts. Bald erhob sich ein fürchterliches Gebrüll, das sich allmählich als eine Unterhaltung der Nachhut mit der Spitze über das einzuschlagende Tempo entpuppte. Es war nicht leicht zu verstehen, was da verhandelt wurde, denn das Französische war stark mit Catalanisch durchsetzt. Einige Kameraden mit kaum vernarbten Beinschüssen brauchten einige Augenblicke Rast. Drei von uns, die noch an Krücken humpelten, hatte man bereits am Bahnhof auf Maultiere gebunden und — wie wir später erfuhren — auf einem Saumpfad außen den Berg hinaufgeschleppt. So weit es in der Finsternis möglich war, halfen wir uns gegenseitig, die Gesunden nahmen noch das Gepäck der Verwundeten und schweißtriefend ging es weiter. Endlich zeigte sich hoch oben ein helles Loch, das sich allmählich vergrößerte und von der neunhunderneun- undneunzigsten Stufe traten wir wieder ins Tageslicht hinaus, in einen kleinen Hof, rings von riesigen Mauern mit Mauerkränzen und Schießscharten eingeschlossen, an den Mauern einige alte schwere Türen. Eine dieser öffnete sich, wieder ging es eine Reihe von Stufen empor und in einen ähnlichen Hof hinaus. Eine Tür führte in eine Mauer hinein, in eine Halle, teils im gewachsenen Fels, teils in der künstlichen Mauer. Auf dem Tisch, der in der Mitte stand, mußten wir unsere paar Habseligkeiten ausbreiten, die wiederum von allen Seiten untersucht wurden, mit dem gleichen negativen Ergebnis, wie vierzehn Stunden vorher bei der Abreise von Toulouse. Als wir unsere Sache wieder zusammengerafft hatten, ging es über den Hof wieder in eine Mauer hinein, Treppen hinauf und wieder auf einen Hof hinaus. Aber diesmal streckten sich uns Hände entgegen zum Willkommen, hörten wir deutsche Begrüßungsworte. Wir waren bei Kameraden.

Das Fort wird dem Festungsbaumeister Ludwigs XIV. Vauban zugeschrieben. Die Jahreszahlen, die man an den steinernen Türrahmen noch erkennen kann, ergeben auch eine zeitliche Übereinstimmung. Die Anlage gliedert sich in drei übereinanderliegende Terrassen, die jede ein abgeschlossenes Verteidigungssystem bildet. Während auf drei Seiten der steilabfallende Berg eine Annäherung an die Mauern erschwert, ist auf der vierten Seite nach Norden die Mauer durch einen ungefähr zehn Meter breiten und zwölf Meter tiefen Graben von der ansteigenden Berglehne abgerückt. Auf dieser Seite ist eine Wasserleitung in das Fort geführt, alte Holzröhren mit Bretterschalung, die, von einem steinernen Träger gestützt, zwölf Meter über der Grabensohle in die Nordmauer einmündet.

Auf der obersten Terrasse liegt die Kaserne, die als Gefangenelager für Offiziere bestimmt war. Tritt man aus der Mauer, die die zweite von der dritten Terrasse trennt, heraus, so befindet man sich zunächst in einem kleinen Hof, dessen freier Platz in seinen größten Ausmaßen 36 m zu 14 m beträgt. Hier erhebt sich die Kaserne. Ihre Zugänge, an den Stirnseiten des Gebäudes, liegen auf kleinen Zwischenhöfen sechs Meter höher als der erste Hof. Die Rückseite der Kaserne bildet eine fünf Meter dicke Mauer, die bis zu den Außenmauern des Forts weitergeführt ist, mit zwei Durchgängen, durch die man über zehn Stufen nochmals in einen kleinen Hof gelangt. Hier ist an die Rückseite der großen Mauer ein Turm und ein altes Verließ angesetzt. Eine spätere Zeit hatte die massiven Mauern als Rückwand für eine kleine einstöckige Kaserne verwendet, in der unsere Ordonnanzen untergebracht waren. Die Durchgänge nach dem obersten Hof sind durch mächtige Gewölbe gedeckt, die gleichzeitig wohl als Geschützstände gedacht waren, denn hier sind große Öffnungen in der Außenmauer. Das Ganze, den großen (!) Hof (780 qm), die Zwischenhöfe mit je 30 qm zu beiden Seiten der Eingänge der Offizierskaserne und den oberen Hof mit ungefähr 700 qm Flächeninhalt umschließt eine ungefähr zehn Meter hohe und drei Meter dicke Außenmauer mit Zinnen und Schießscharten, innen mit einem Wehrgang, der den ersten Hof in acht Meter Höhe umläuft, über die Gewölbe weggeführt, die große Mauer durchstößt und sich auf der Umfassungsmauer des oberen Hofes fortsetzt. Auf diesem Wehrgang, zu dem an drei Stellen von beiden Höfen aus Treppen hinaufführen, standen vier Posten, die ständig die beiden Höfe einsahen; ein fünfter Posten stand außen an der Türe, die zur zweiten Terrasse hinabführt und den einzigen legalen Weg zur Außenwelt darstellte.

Die Kaserne auf dem „großen“ Hofe war unser Wohngebäude. Sie hatte ein Erdgeschoß und drei Stockwerke, je zu vier Zimmern und war, vielleicht mit Rücksicht auf das südliche Klima, sehr leicht gebaut. Eine schmale Holztreppe verband die drei Stockwerke — insgesamt

eine Anlage, die den Anforderungen der modernen Feuerpolizei nicht mehr ganz standgehalten hätte. Das oberste Stockwerk bewohnten die elf Kameraden, die bereits vor uns da waren, zumeist Seeoffiziere von Weiland Sr. M. Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“. Nachdem ihr Schiff beim Kohlen in den spanischen Hoheitsgewässern bei Las Palmas von dem englischen Kreuzer Highflyer zusammengeschossen worden war, waren sie von den Spaniern in Las Palmas interniert worden. Sie waren aber bald ausgerückt und hatten später versucht, von Barcelona aus Genua zu erreichen. Hierbei waren sie mit andern Deutschen und einem Österreicher von dem französischen Linienschiff Bouvet seligen Angedenkens († Dardanellen) abgefangen worden und kurz vor Weihnachten nach einigen Zwischenstationen auf dem Fort Villefranche gelandet. Von ihrem Stockwerk aus hatte man eine wunderbare Aussicht ins Tal hinunter und auf den Kranz der umschließenden Berge, von denen immer wieder der Canigou mit seinen gewaltigen Formen den Blick an sich fesselte. Uns wurde der zweite Stock zugewiesen. Hier war die Aussicht bedeutend weniger reizvoll, da die Außenmauern bis in die Höhe des Stockwerks reichten, der Blick darüber hinweg also nur noch die Spitzen der Berge traf. Drei Zimmer teilten wir uns als Schlafräum ein, das vierte wurde zur Offiziersspeiseanstalt und zum Lese-, Schreib-, Spiel- und Rauchzimmer erhoben. Das Schlafzimmer, das ich mit fünf Kameraden teilte, trug an der Tür die Inschrift: „Serré 4 hommes“. Der Not gehorchend kamen wir aber auch zu sechs darin unter, zumal uns keine überflüssigen Möbel den Raum beschränkten. Schwieriger war die Platzfrage in der Offiziersspeiseanstalt zu lösen. Die Anschrift: „Serré 5 hommes“ hatte wohl bereits vor Jahren militärische Notwendigkeit diktiert. Jetzt wurde sie dadurch überboten, daß wir den Tisch und die zwei Bänke, die einzigen Einrichtungsgegenstände, die neben den Betten die Inventarliste zierten, in der Diagonale stellten und zu achtzehn in dem Raum Platz fanden, allerdings unter Beobachtung bestimmter Regeln, die auch für Zusammensetzspiele die Lösung bilden.

Im übrigen war unser Zusammenleben sehr harmonisch. Wir führten eigene Wirtschaft, irgendwelchen Einschränkungen waren unsere Einkäufe nicht ausgesetzt und vor allem ließen uns die Franzosen in Ruhe. Vormittags brachte der Dolmetscher die Zeitungen, nachmittags die Post und abends um 9 Uhr machte der Unteroffizier vom Dienst die Runde, überzeugte sich, daß alles im Hause war und nahm die Bestellungen für die Einkäufe im Orte entgegen. Dann schloß er das Haus ab und wir waren bis sechs Uhr morgens wieder uns selbst überlassen. Um diese Zeit wurden die Haustüren wieder geöffnet, wobei man annahm, daß der Personalstand vom letzten Abend unverändert geblieben sei. Unsere Ordonnanzen waren in gleicher Weise nachts in ihrer Kaserne eingeschlossen.

Als ich meinen Einzug im Fort Villefranche hielt, waren zwei Monate vergangen, seit mich ein leidiges Fliegenschicksal, „Verfranzosen im Nebel“, den Franzosen in die Hände gespielt hatte. Mir war es wie den meisten anderen Kameraden ergangen, die Kriegsgefangenenlos erlitten haben. Wir alle sind ins Feld gezogen mit dem Bewußtsein, daß uns draußen der Tod begegnen kann, oder daß wir vielleicht als Krüppel nur die Heimat wiedersehen würden. Aber kein Gedanke hatte je die Möglichkeit, dem Feinde lebendig in die Hand zu fallen, gestreift. Als dann das Unmögliche eingetreten war, da war die Wirkung so zerschmetternd, daß Wochen vergingen, ehe man aus dumpfem Brüten heraus wieder einen tatkräftigen Gedanken fassen konnte. Bei mir hatte diese Lethargie, die Zeit, in der ich nur dem Gedanken meiner Schande und meiner Sehnsucht lebte, ungefähr sechs Wochen gedauert. Dann hatte die Reaktion eingesetzt und damit der eine Gedanke die Oberhand gewonnen: Nun aber wieder heraus! In Toulouse hatte er keine Zeit mehr gehabt, konkretere Formen anzunehmen. Dafür aber hatten auf der Reise nach dem Süden, in der wärmsten Nacht meines Lebens, die Räder nur eine Melodie geklopft: der Grenze zu, der Grenze zu! Und ich empfand es als günstiges Omen, daß ich ein Stück des Weges zur erträumten Freiheit so harmlos und sicher zurücklegen konnte. Meine frohe Zuversicht erlitt allerdings einen gewaltigen Stoß, als die große schwere Türe zwischen der zweiten und dritten Terrasse im Fort hinter mir zugefallen war. „Die, die ihr eintretet, laßt alle Hoffnung fahren!“

Drei Tage hatte ich mir das Fort, soweit es mir zugänglich war, gründlich angesehen und aufgezeichnet. Das Ergebnis war wenig aussichtsreich. Rings die hohe Mauer, auf der die Wachtposten schläfrig herumstanden und jeden Winkel der Höhe einsehen konnten. Mit einem Schutz der Nacht war auch nicht zu rechnen, da mit Einbruch der Dunkelheit die Höfe durch Azetylenlaternen mit Scheinwerfern blendend beleuchtet wurden, am reichlichsten unsere Kasernen; während die Posten oben auf der Mauer im Dunkel standen und ihr Stand nur noch schwer festzustellen war. Ein natürlicher Ausweg bestand also nicht; es hieß sich einen künstlichen schaffen. Hier war das Suchen nach einem Angriffspunkt sofort auf den richtigen Weg gedrängt durch die Überlegung, daß die Arbeitsstelle einerseits möglichst nahe der Peripherie des uns zugänglichen Raumes liegen mußte, andererseits von den Wachtposten auf dem Wehgang nicht eingesehen werden durften. Solche Punkte gab es nur zwei, die beiden großen Gewölbe, die auf den Zwischenhöfen den Eingängen der Offizierskaserne gegenüberlagen. Aber auch die Franzosen hatten bereits erkannt, daß hier die schwachen Stellen ihres Bewachungssystems lagen und hatten daher die große Geschützöffnung, die in jedem Gewölbe durch die Außenmauer geht und die mit einer starken Türe mit

schweren Riegeln und Schlössern verschlossen war, hinter der Türe noch zugemauert. In dem Gewölbe auf der Westseite des Hauses war die Latrine untergebracht, in dem Gegenstück auf der Ostseite hatten die Kameraden aus dem dritten Stock einen Hühnerstall aufgeführt und eine ertragreiche Hühnerzucht angelegt. Für Hühnerzucht habe ich mich wegen der mangelnden Gelegenheit praktischer Anschauung nie übermäßig interessiert; aber etwas anderes machte mir dieses Gewölbe interessant und anziehend. In einer Mauer befand sich eine Türe, d. h. der Zugang zu ihr lag wohl einundeinhalb Meter tiefer als der Erdboden ringsum. Zweifellos hatte hier eine Treppe hinuntergeführt, die später verschüttet worden war. Jetzt war alles eingeebnet; von der Türe war aber noch der obere Teil sichtbar. Das Eisenband der oberen Türangel lief fast über die ganze Breite gerade in der Höhe des Bodens. Die Türe bestand aus vier schweren dicken Bohlen von altem, verwittertem Kastanienholz. Der Rahmen war aus großen Hausteinen gemauert, der obere Teil leicht gewölbt. Im Laufe der Jahrhunderte, die die Türe sicher schon an diesem Platze war, waren die Bohlen stark geschwunden, so daß die Fugen ziemlich klafften und man am oberen Rande zwischen Türe und Rahmen bequem die Hand durchstecken konnte. Ich steckte sie sofort durch und fühlte einen kalten, feuchten Luftzug. Mir schlug ob dieser Entdeckung das Herz schneller. Zweifelsohne hatte man den Zugang verschüttet, weil hier irgend etwas die Sicherheit bedrohte, in der der Kommandant seine Gefangenen begreiflicherweise haben wollte — eine Schlußfolgerung, die durch den Luftzug bestätigt wurde, der doch nur da sein konnte, wenn zu diesem mysteriösen Dunkel die Luft noch von einer anderen Seite Zutritt hatte.

Fluchtversuche sind im vorbereitenden Stadium hauptsächlich durch drei Umstände gefährdet: die Wachsamkeit derer, deren Gefangener man ist, die eigene Unvorsichtigkeit und die unvorsichtige Neugierde der Kameraden. Genau in der umgekehrten Reihenfolge sind an diesen drei Klippen meine späteren drei Fluchtversuche gescheitert. Dazu kommt für jeden Fluchtversuch in Frage, wie die Mehrzahl der Kameraden, mit denen einen das Schicksal zusammengeführt hat, darüber denkt. Fluchtversuch ist nicht die Sache jedes Kriegsgefangenen. Das liegt daran, daß Mut, Ausdauer und jede Art Kampftüchtigkeit kaum etwas damit zu tun haben. Ganz andere Charaktereigenschaften geben hier den Ausschlag: erstens ein unbegrenzter Optimismus, denn bei richtiger Beurteilung hat jede Flucht durchschnittlich kaum ein Prozent Wahrscheinlichkeit des Gelingens, und zweitens Phantasie — in den meisten Fällen die richtige Kinophantasie. Da nicht alle Menschen über diese beiden Eigenschaften verfügen, stehen manche Kameraden Fluchtversuchen skeptisch gegenüber und sehen in ihnen mehr ein sportliches als ein patriotisches Unternehmen.

Als ich in Villefranche anfang, mich mit meiner ganzen Hoffnung an die geheimnisvolle Türe zu klammern, waren mir die Kameraden noch vollkommen fremd. Mit denen im dritten Stock war ich erst drei Tage zusammen, und die, mit denen ich von Toulouse gekommen war, waren mir dort durch äußere Umstände fast fremd geblieben. Das Wort „Flucht“ war bisher in der Unterhaltung nie gefallen. Wie also Gleichgesinnte finden, die für die Arbeit unbedingt nötig und für die spätere Flucht sehr erwünscht waren, ohne den Gedanken an die große Glocke zu hängen?

Unter den Kameraden aus dem dritten Stock befand sich ein Österreicher. Vor einer Reihe von Jahren war er in der Reserve bei den Kaiserjägern gestanden, hatte sich dann auf dem ganzen Erdball herumgetrieben und zuletzt in Florida Haifische geangelt. Bei Kriegsausbruch war er, obwohl „superarbitriert“, sofort nach Europa aufgebrochen und hatte im Zwischendeck mit verschiedenen Hindernissen Spanien erreicht. Dort hatte ihn das Schicksal mit den Offizieren vom „Kaiser Wilhelm der Große“ zusammengeführt, und er hatte später ihr Los geteilt, den Franzosen in die Hände zu fallen. An ihn machte ich mich vorsichtig heran und entdeckte zu meiner Freude eine gleichgesinnte Seele. Auch ihm hatte die Türe ins Auge gestochen und zwar schon am ersten Tag seines Aufenthalts im Fort. Da war nämlich der Zugang noch nicht verschüttet gewesen und die Türe war offen gestanden. Einer der Kameraden hatte hineingeschaut und den Anfang eines Ganges festgestellt, war aber, da er kein Licht bei der Hand hatte, wieder umgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

### Zum Wohl des Vaterlandes.

Kriegssatire von Hanns Görtler, Intern., Basel.

(Schluß.)

„Na, bist Du schon von der Reise zurück?“ begrüßte ich ihn ganz erstaunt, als er mich bereits vierzehn Tage später wieder aufsuchte.

„Ja,“ versetzte er tonlos.

„Aber die nötige Ruhe, um Deinem Amt wieder nachgehen zu können, scheinst Du doch noch nicht wieder zu haben, was? Warum bist Du denn nicht länger geblieben? Man hatte Dir doch, so viel ich mich erinnere, vier oder sechs Wochen Urlaub bewilligt?“

„Ja, ganz recht, aber — ich will Dir's frei heraus sagen. Ich bin nicht mehr imstande, diesen Posten auszufüllen. Er verlangt mehr, als ich zu bieten vermag. Ich habe in den vierzehn Tagen einsehen gelernt, daß ich doch nicht der rechte Mann am rechten Fleck bin. Sieh' mal, wenn sich die Unglücksfälle mehrten, häuften, sich vielleicht gar auf Menschen übertrügen. Man würde mich verhaften, wie einen Verbrecher vors Gericht schleppen — o, das wäre zu, zu schrecklich.“

„Armer Kerl, mußt Dir auch gerade solch ein verantwortungsvolles Handwerk aussuchen!“

Ganz niedergeschmettert saß er neben mir.

„A propos, was gedenkst Du jetzt zu tun?“ fragte ich nach einer Pause.

„Ich bin vollständig ratlos. Ich möchte mich so gerne fürs Vaterland betätigen und muß einsehen, daß ich zu nichts taue.“

„Versuch' Dich doch als Trambahnschaffner!“ riet ich diesmal aber ohne Absicht, ihn zu foppen.

Wieder durchzuckte es sein Gesicht. Seine Augen begannen genau so zu funkeln wie damals. Sein Atem begann merklich schneller zu werden. Alles genau wie damals. Die gleiche Glückseligkeit strahlte mir entgegen. Er schlug mir ebenso herzlich, vielleicht sogar noch etwas herzhafter auf die Schulter und sprach die gleichen Worte von damals:

„Hanns! Du bist doch ein genialer Kerl. Auf ein derartiges Idee wäre ich in meinem ganzen Leben nie gekommen. Und in der Tat, ich glaube auch, daß ich als Wissenschaftler weit mehr Fähigkeiten dazu besitze, als der Durchschnittsmensch. Erstens bin ich als Mathematiker dem Durchschnittsschaffner weit voraus. Dieser rechnet wenn jemand drei Billette vom Hauptbahnhof nach dem zoologischen Garten lösen will: Drei mal zehn sind dreißig. Drei mal fünf sind fünfzehn. Schön. Dreißig und fünfzehn sind fünfundvierzig. Macht fünfundvierzig Pfennige. Wie glücklich bin ich demgegenüber, der ich weiß  $3 \times 15 = 45$ . Zweitens werde ich als Geograph weit besser als der Durchschnittsschaffner imstande sein, mich dank meiner kartographischen Kenntnisse auf den neuerdings eingeführten Stadtplanbillets zurecht zu finden. Mein Blaustift wird, sobald ich nur das Wort „Oberrad“ höre, sofort nach der Südwestecke des Fahrscheins weisen. Drittens bin ich, ohne es direkt studiert zu haben, Mediziner, werde also jederzeit fachmännisch genau entscheiden können, ob es in dem Wagen zieht oder nicht, ob die Temperatur eine zu hohe oder eine zu niedere ist, ob die Fenster geöffnet werden können oder ob dieselben geschlossen bleiben müssen. Überhaupt, der Beruf ist wahrhaft ideal, wie geschaffen für mich.“

Etwa zwei Monate waren vergangen. Ich hatte die blöde Sache fast vergessen. Eines Abends machte ich — ganz solo sogar (ausnahmsweise) — einen kleinen Spaziergang am Main. Da traf ich ihn. Er war diesmal in Zivil. Ich überrannte ihn förmlich mit der Frage:

„Na, und die Elektrische?“

„Aus ist's, endgültig aus ist's,“ lautete die kurze Antwort.

Er schwieg und schien auch nicht geneigt, mir weitere Auskunft geben zu wollen, warum man ihn nicht mehr als Nr. 1475 sah. Aber mit einem einfachen „Aus ist's“ würde ich mich diesmal nicht begnügen. So kurz ließ ich mich heute nicht abspesen. Trug ich doch einzig und allein Schuld an der ganzen Sache. Seine gute Mutter war mir schon ernstlich böse, und auch ich selbst fing bereits an, mir bittere Vorwürfe zu machen, daß ich aus dem ehemaligen stud. rer. nat. einen Straßenbahnschaffner gemacht hatte.

„Mensch, so rede doch! Wem haben wir's zu verdanken, daß Du wieder Zivilist bist?“

„Einzig und allein meiner Gutmütigkeit!“

Wieder schwieg er.

„Deiner Gutmütigkeit? Inwiefern denn? Erzähl' doch! Muß ich denn jedes Wort einzeln aus Dir herausziehen?“

„Na also, meinetwegen, weil Du's absolut wissen willst. Schön. Ich werde Dir alles erzählen, aber unterbrich mich bitte nicht. Also hör' zu:“

Eines Abends kam ich totmüde nach Hause. Meine Mutter sagte: Es ist ein Brief für Dich angekommen. „So, von wem denn?“ fragte ich. „Ich habe noch nicht nachgesehen.“ — Was glaubst Du, von wem der Brief war? Aber das kannst Du ja gar nicht wissen. Vom Verein zur Hilfe notleidender Kriegerfrauen. Nanu, denk' ich, was will denn der? Es war ein ganz eng geschriebener, vier Seiten langer Brief. Zu Anfang wurde mir ganz allgemein das Elend der Frauen geschildert, deren Ernährer im Felde stehen. Dann setzte man mir auseinander, daß diesen Frauen unbedingt Hilfe geleistet werden müsse. — Ich denke: das ist ja alles sehr schön; aber was geht mich denn das an? Paß nur auf! Im weiteren schrieb der Verein, daß man sich veranlaßt gesehen hätte, aus oben benannten Gründen den Frauen neue Erwerbszweige zu schaffen. Im besonderen kamen sie dann auf den Beruf der Trambahnschaffnerin zu sprechen, zu dem sich

die Frau besonders gut eignen soll; und zum Schluß wurden sie ganz persönlich und versuchten mir klar zu machen, daß ich den armen, hungernden Kriegerfrauen das Brot wegschnappte, daß, wenn alle so dächten wie ich, die Heldenfrauen und Heldenmütter darben müßten, Hunger zu leiden hätten. Und so etwas dürfe nicht sein. In dem schwungvollen Schlußsatz appellierten sie noch an meine Outmütigkeit, Menschenliebe und Einsicht, mein Amt freiwillig niederzulegen. — Von dieser Seite aus hatte ich die Sache allerdings noch gar nicht betrachtet. Und er hatte recht, dieser Verein zur Hilfe der notleidenden Kriegerfrauen, nur zu recht. Es ist selbstverständlich, daß ich dem Verein am nächsten Morgen einen größeren Geldbetrag zur Hilfe notleidender Krieger überweisen ließ, und sofort bei der städtischen Straßenbahnverwaltung um meine Entlassung eingekommen bin. — Was glaubst Du aber, wer hinter dieser ganzen Sache steckte? — Meine Mutter; denn sie war es, die mir den Verein an den Hals gehetzt hat, der mich denn seinerseits so tief gerührt hat. — So, jetzt weißt Du alles.“

„Ich danke Dir. Aber mein Lieber, sag' mal, ist es Dir denn nicht schwer gefallen, den Dir gewiß lieb gewordenen „idealen Beruf“, zu dem Du Dich, wie Du neulich sagtest, „wie geschaffen“ fühltest, so schnell wieder aufgeben zu müssen?“

„Idealer Beruf? Mensch, sag' ja dies Wort nicht nochmal, sonst — kriegst Du's mit mir zu tun. So viel wie ich mich während der letzten sechs Wochen geärgert habe, habe ich mich in meinem ganzen Leben noch nicht geärgert. Daß es eklige Menschen gibt, wußte ich ja; aber daß sie alle solche Ekels sind, nein, das hätte ich wirklich nicht für möglich gehalten. Kam da neulich beispielsweise eine aus vier Personen bestehende Familie in meinen Wagen. Sie brauchten 15 Pfennig-Fahrscheine. Ich permutiere im Geiste: 4 . . . 15 . . . 15 . . . 4 . . . 5 . . . 14 . . . 14 . . . 5 usw. Als mir gerade die Permutation 5 . . . durch den Kopf schoß, fragt mich der Herr: „Macht?“ „Siebzig Pfennige,“ antwortete ich. „Wieso denn? Wir sind doch vier Personen. Was kostet denn da ein Fahrschein?“ Hättest Du mal hören sollen, was der Kerl für einen Spektakel gemacht hat wegen der lumpigen zehn Pfennige. Ein andermal: Eine ältere Dame sitzt im Wagen. Ich wollte gerade an ihr vorbei balancieren, um einem weiter hinten sitzenden Fahrgast einen Fahrschein zu bringen. Da fährt der Wagen scharf um eine Straßenecke herum. Ich fliege zur Seite und trete der Dame auf den Fuß. Selbstredend habe ich mich höflich bei ihr entschuldigt. Nein, wie die Frau geflucht hat! So was hab' ich überhaupt noch nicht gehört. Die gemeinsten Schimpfwörter hat sie mir an den Kopf geschmissen. Das sag' ich Dir, wenn ich der Herrgott wär, die käme mir nicht in den Himmel. Und wie oft sind mir schon Menschen auf den Fuß getreten! Wenn ich da jedesmal solch einen Lärm schlagen wollte. — Einige Tage später stieg eine Frau mit einem Kind ein. Das Kind war meiner ersten Schätzung nach mindestens sechs Jahre alt. Ich gehe zu ihr hin, nicke freundlich mit dem Kopf und sage: „Wie weit, Madame?“ „Eins zu zehn,“ sagt die Angeredete und drückt mir einen Groschen in die Hand. „Na, und das Kind?“ wage ich einzuwenden. „Das wär' ja noch schöner, wenn das Kind auch bezahlen sollte. Es ist noch nicht sechs Jahre alt, zahlt also nichts.“ „Das wollen wir doch mal sehen,“ sagte ich und forderte das Kind freundlich auf, den Mund zu öffnen. Du weißt, ich besitze die Fähigkeit, bei Kindern bis zum zwölften Lebensjahre aus der Entwicklung des Gebisses recht genau das Alter festzustellen. Ich überzeugte mich also, daß das Kind zwischen sechs und sieben Jahre zählte. Von der Wucht dieses Beweises vollkommen niedergeschmettert, brachte die Frau als Gegenbeweis weiter nichts vor, als daß sie sich an die Allgemeinheit wandte mit den Worten: „Der Kerl ist wohl verrückt.“ Ein im Wagen sitzender älterer Herr suchte den unliebsamen Streit zu schlichten, indem er sich erbot, den Groschen für das Kind der Frau bezahlen zu wollen; aber ich als feiner Mensch konnte etwas derartiges natürlich nicht zulassen und habe den Groschen aus meiner Tasche zugelegt. Aber, paß nur auf, es kommt noch schöner! Steigt da ein langer, dürrer

Schnösel ein. Er löst ein Billett und gibt mir fünf Pfennige Trinkgeld. Ich lege Zeige- und Mittelfinger grüßend an die Mütze und sage wie immer in solchen Fällen: „Danke schön, das ist für Rotes Kreuz.“ Und der Kerl hat die Infamie besessen, höhnisch zu lachen und zu sagen: „Das ist wohl ein neuer Schnaps, was?“ Na, ich meine, Hanns, diese wenigen Beispiele (ich könnte noch hundert andere erzählen) werden Dir genügend Klarheit über meine Stellung gegeben haben. Halbtot hab' ich mich geärgert. Ach was, hänge den ganzen Kram an den Nagel, sagte ich mir oft. Aber dann dachte ich wieder: beiß' die Zähne zusammen; führs durch, was du mal angefangen hast! Es ist ja alles zum Wohl des Vaterlandes. Ich habe auch, wengleich es mir bitter schwer gefallen ist, durchgehalten, und Gott habe ich gedankt, daß mir der Verein zur Hilfe der notleidenden Kriegerfrauen zu Hilfe kam, und daß ich dadurch einen anständigen Grund hatte, die Sache aufzustecken. Und gleichzeitig habe ich feierlichst gelobt, niemals wieder etwas zum Wohl des Vaterlandes zu tun. Ich studiere weiter.“

Vier Wochen später erhielt ich eine Feldpostkarte:  
Mein lieber Hanns!

Ich bin nicht mehr d. u. Seit drei Wochen bin ich garnisonsdienstfähig. Vor acht Tagen bin ich eingerückt und heute morgen sogar felddienstfähig geworden. Der Stabsarzt konnte sich nicht genug über meine bisherigen Musterungsergebnisse wundern. Bis jetzt gefällt mir das Kommisleben noch weniger wie das eines Trambahnschaffners. Unser Unteroffizier ist ein mords Ekel. Auf mich hat er's besonders abgesehen, und ich weiß gar nicht, warum. Für heute Schluß. Nächstens mehr.  
Herzlichen Gruß!

X. Y.

## Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aber nicht Galgenhumor brachte die Erinnerung an den fragwürdigen Scherz. Er spürte weder Humor noch die Feierlichkeit seines Vorhabens, doch eine beklemmende Angst. Er war entschlossen, sich bei Grete Diershofen melden zu lassen, aber was sollte er ihr sagen? Seine Pflicht wollte er tun und bemühte sich seit gestern nachmittag, die Gedanken an die Kousine aus dem Kopf zu drängen. Vergessen hatte er sie nur, während er gegen Abend ein Stündchen bei der Mutter saß, aber unterwegs in der Bahn und jetzt lachte sie ihm wieder ins Gesicht, neckisch, ausgelassen, ein spitzbübischer Kobold, der zu höhnen schien: Unsere Stunde schlägt doch!

Ein Wassertropfen vom Dach, auf dem der Schnee taute, fiel auf seinen rechten Ärmel. Er ging nach links zum Rand des schmutzigen Bürgersteigs und senkte den Kopf, um zu sehen, daß er nicht in die Lachen trat. Dort war schon die Brücke! Vor ihr würde er sich nach rechts wenden, um zu Diershofens zu kommen. Da . . . an der Straßenecke . . . prallte er mit ihnen fast zusammen. Gewiß hatte er sehr verduzt ausgesehen, denn es gab ein Lachen, ehe jemand sprach. Grete in dunkelgrauem Schneiderkleid mit Muff und Boa von weißem Fuchs hielt sich zurück, aber schien die Vergnügteste und sah . . . wirklich . . . allerliebste aus mit dem vom Winterwind geröteten frischen Gesichtchen.

Etwas verlegen hob er die Hand zur Mütze. Seine Augen musterten scharf die drei mit der Frage, ob sie merken, daß er nicht freudig, ungeduldig oder glücklich genug aussehe. Der Oberst, einen Kopf kleiner als die schlanke, blonde Frau, die mit der weltgewandten und tatsächlich sicheren Hand ihn zu leiten wählte, schien seit dem letzten Besuch noch korpulenter. Mit dem Vater hatte er bei einer Aufführung der Quitzows durch das Offizierkorps in Danzig die Rollen des Peter Stummel und Fritze Belkow gespielt und hieß im Gespräch der

Eltern noch oft Peter Stummel. Vornehmer Mann, gab er sich doch gern derb und burschikos, weil er so der förmlichen Frau am leichtesten die Zügel entwand. In dem Lachen, das bei der Begegnung um den ergrauenden, dicken Schnurrbart zuckte, schimmerten wohl Rührung und Vaterfreude, aber er glaubte auch jetzt mit launigem Scherz das Aufkommen von Feierlichkeit verhindern zu müssen: „Wir wollten Sie vom Bahnhof abholen, Ernst“ — wie immer seit der Kinderzeit nannten Diershofens ihn beim Vornamen — „aber die Flügel der Liebe waren schneller als wir.“

Dabei bot er die Hand und zog den künftigen Schwiegersohn an der Frau vorbei zur Grete: „Da habt ihr euch! Aber nicht auf der Straße küssen, bitt' ich mir aus!“

„Eberhard, mußt du immer deine schlechten Späße machen und uns die Stimmung nehmen?“

„Guten Tag, Ernst“, seufzte sie, als er sich nach dem Händedruck mit der Braut über ihre Finger beugte. Daß Grete trotz des Errötens mit dem Vater lachen konnte, beruhigte ihn.

Prüfend blickte sie an ihm herab. Gut wie immer stand ihm die Uniform mit dem blauen Paletot. Von Besuch zu Besuch schien sie ihr immer wieder ein ungewohntes, neues Kleid, das sie betrachten mußte. Der zierliche goldene Dolch, der aus einem Schlitz im Mantel an zwei Tragbändern fast wagrecht hing, war eigentlich hübscher als des Vaters Säbel und paßte gut zu Ernst's straffer, hochgewachsener Gestalt. Ihre Augen glitten zu seinen Schultern. Sie ahnte die beiden Sterne auf jedem Achselstück, und mit der Linken den Muff zum Kinn des kokett zur Seite geneigten Köpfchens hebend, als müsse sie sich an etwas anschmiegen, bot sie ihm nochmals die Rechte im weißen Handschuh: „Wir gratulieren sehr!“

„Ja die Hauptsache haben wir vergessen!“ Aber Diershofens Augenzwinkern sagte, daß die Beförderung natürlich die Nebensache und die Verlobung weit wichtiger sei. Am wärmsten dankte Ernst Grete. Wie immer nahm sie Anteil an ihm. Jede Veränderung fiel ihr auf.

„Gehen wir?“ fragte Frau von Diershofen. Unterhaltung auf der Straße war ihr peinlich. Sie wartete, um dem Brautpaar den Vortritt zu lassen.

„Nee, nee“, entschied der Oberst, „die haben sich zu erzählen!“

„Aber Eberhard, es ist doch schicklicher!“

„Ach, du warst auch nicht so!“

Sie hob die Schultern, ließ sie mit entrüstetem Kopfschütteln fallen und schritt an neben dem Mann. Er hatte wieder seinen flapsigen Tag.

Ernst folgte mit Grete. Gleich konnten sie wieder zusammen lachen, weil der Vater sich nach ihnen umdrehte und listig zu der größeren Mutter hinaufblinzelte. Im kurzen, hastigen und geschäftigen Gang eines Korpulenten stieß er oft mit der Schulter gegen ihren Arm.

„Na“ ... etwas zaghaft und schämig erst, hob Grete die Augen ... „bist du auch ein wenig froh?“ ... Und aus ihren grauen Augen brach ein Strahlen von Glück, so warm, so hell, so unendlich vertrauend und zuversichtlich, daß er fast mit dem Weh der Zerknirschung eine

tiefe Rührung spürte. Wie hatte er das liebe, gute Seelen über einer andern vergessen können! So gewiß schien sie seiner, daß er sich plötzlich vorstellen konnte, was eine Enttäuschung ihr bedeutete hätte: den Zusammenbruch ihrer Welt, die Erschütterung ihres Glaubens an die Menschheit. Nein, das durfte sie nie erleben. Auf den Händen tragen mußte er sie und seine Verirrung durch treueste Hingabe gutmachen.

Munter, immer Kopf und Augen zu ihm hebend und darum unbewußt oft ihm nahe kommend und seinen Arm mit der Schulter wie in Zärtlichkeit streifend, erzählte sie, wie sie Herbst und Winter verbracht habe.

Aber auf ihrer Fröhlichkeit lag eine gemessene Ruhe, die ihn ansprach und doch auch an der Kousine lebhaftes Temperament denken ließ. Da war er wieder, der spitzbübisch lächelnde Kobold mit wirrem Gelock über der Stirn! Eben hatte er geglaubt, das schlechte Gewissen und der Wunsch, eine Verirrung zu sühnen, würde ihn Grete näher bringen. Aber noch lockte die andere. Es war, als ob Gretes Kühle ihn herausfordere, in ihr Elses Temperament zu wecken. Dabei wartete er mit wirklicher Ungeduld auf den Kuß, den er ihr im Haus der Eltern geben würde. Das zierliche Figürchen, das rosige Gesicht lockte ihn. Also konnte der Mann zu zwei Göttinnen beten, und die nächste, greifbarste schien ihm die verführerischste.

„Denkst du, daß wir stichelhaarig bleiben, oder kommen wir zum April nach Kiel?“

Er mußte lachen, denn jeden Ausdruck, den er in flüchtigem Gespräch einmal gebracht hatte, hielt sie fest. Immer versuchte sie, sich in sein Berufsleben hinein-zudenken.

„Ich glaube, ich werde in Wilhelmshaven bleiben. Mir ahnt, daß ich zum ersten Geschwader des Admirals Barenheim komme.“

Sie krauste leicht die Stirn, aber von Unannehmlichkeiten mochte sie heute nicht reden.

„Mir soll Wehhaben recht sein. Da du doch nur den Sonnabend und Sonntag jeder Woche nach Hause kommst, werden wir kaum in der Stadt herumlaufen wollen.“

„Es wäre schön, wenn es sich machen ließe, daß wir unter uns bleiben, Grete.“ Und trotz des bitteren Gefühls, mit dem er vorher nach Dieuze gefahren war, lockte ihn jetzt der Gedanke, bei der Heimkehr vom Schiff ein Heim, behaglich und sonnengewärmt, wie das der Eltern, zu finden.

„Aber leider sind wir gezwungen, auszugehen. Im Winter müssen wir vielleicht jeden meiner Abende an Land in Gesellschaft verbringen. Alle Kameraden schimpfen darüber. Mancher möchte lieber seine Kinder kennen lernen oder dem von der Mutter verzogenen Jungen mit dem Rohrstock bei den Schularbeiten helfen, statt nach Ärger und Anstrengung der Dienstwoche für einen Kalbsbraten beim Kommandanten oder Geschwaderchef auf die Nachtruhe zu verzichten.“

„Das muß wohl so sein, Ernst. Lieber bliebe ich natürlich mit dir allein, aber für uns ist auch Geselligkeit Dienst. Papa erzählt manchmal von drüben und meint, die Franzosen pflegten keinen Verkehr wie wir.“

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung der Deutsch. Int.-Ztg.: Leutn. Stüch unter Mitwirkung von Prof. Woltereck u. Herm. Hesse, Bern, Effingerstr. 6 a.



## Deutscher Kriegerbund Bern.

Jeden 2. Mittwoch im Monat, abends 8 $\frac{1}{2}$  Uhr im Lokal Wiener Café, Schauplatzgasse, 1. Stock  
Versammlung.

Anschließend gemütliches Zusammensein. — Internierte stets willkommen!

## Gesucht! Graphit-Schmelztiegelmacher

durchaus tüchtig und selbständig, finden dauernde, gutbezahlte Stellung. Offerten sind zu richten an das Büro der Schweiz. Schmelztiegelfabrik, A.-G., Biel, Bahnhofplatz.